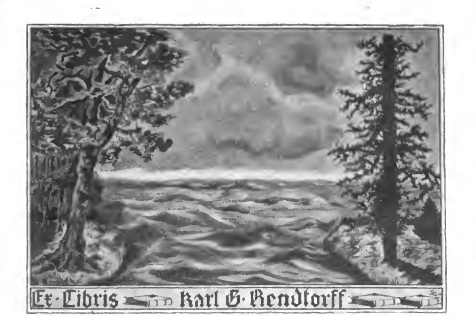


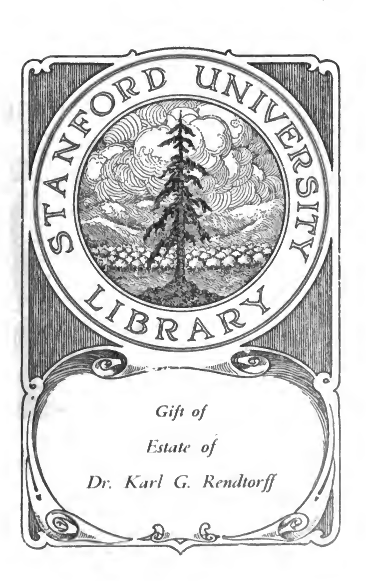
Amaryllis

von Anna Schieber

Verlag von Eugen Salzer Heilbronn


Ex·Libris Karl G·Rendtorff

Gertrud Rendtorff
Thanksgiving 191[illegible].




1891

Von Anna Schieber sind im gleichen Verlag erschienen:

Alle guten Geister ... Roman. 41.—45. Auflage. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Wanderschuhe und andere Erzählungen. 11.—15. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

...und hätte der Liebe nicht. Weihnächtliche Geschichten. 21.—30. Tausend. Geb. M. 1.—, in Leder m. G. M. 2.50.

Sum, sum, sum! Ein Liederbüchlein für die Mütter und ihre Kinder. Mit farbigen Bildern von Else Rehm-Vietor. Geb. M. 2.20.

Im Verlag von D. Gundert in Stuttgart:

Sonnenhunger. Geschichten von der Schattenseite. Geb. M. 2.40.

Röschen, Jaköble und andere kleine Leute. Geb. M. 3.60.

Im Verlag der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart:

Gesammelte Immergrüngeschichten. Geb. M. 3.—.

Amaryllis

und andere Geschichten
von Anna Schieber

Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn
1914

Druck: Christliches Verlagshaus in Stuttgart



Erstes bis zehntes Tausend

Amaryllis

Sie war die Kleinste von allen ihres Alters, klein und schmal und mit einem grauen Mausgesichtlein. Es war eigentlich gar nichts an ihr, das der Rede wert gewesen wäre, nichts als ein paar große, graue Augen, mit denen sie für gewöhnlich still und pflichttreu in die Welt hineinsah, als ob es darin gar nichts gebe, als demütiges Sich-schicken und schweren Ernst. Der Lehrer wußte noch etwas anderes von diesen Augen. Er wußte, daß sie in Freude aufleuchten konnten und in Begeisterung blitzen, und daß sie aussehen konnten wie ein schwarzer, tiefer See, wenn etwas Trauriges, Schweres, Unbegreifliches vor sie kam.

Er hatte sich allmählich daran gewöhnt, nach diesen Augen hinzusehen, wenn er wissen wollte, welchen Eindruck seine Worte machten. Eines Tages fehlten sie. Er hatte sich unwillkürlich auf die Seite gewandt, wo ihr Platz war, und unterbrach sich mitten im Satz: „Wo ist Rebekka?“ Sie wußten es nicht; niemand wußte es. Es waren vierzig Kinder in der Schule, achtzehn Buben und zweiundzwanzig Mädchen. Rebekka war das dreiundzwanzigste. Sie war ein fremdes

Kind in Hardthausen, obgleich sie schon seit fünf Jahren hier war. Der alte Händler Eisig Rosenlaub hatte sie eines Tages mit sich heimgebracht von einem seiner Geschäftsgänge in der Stadt drinnen. Sie sei ein Judenkind, sagte er, obgleich sie nicht aussehe wie andere Töchter des Reiches Israel. Sie sei mit anderen armen Stammesgenossen aus Rußland gekommen und sei verlassen zurückgeblieben, ihre Verwandten seien alle gestorben.

Seither lebte sie bei ihm in dem kleinen Häuslein unter der Stadtmauer. Sie hatte es nicht schlecht bei dem Alten; sie nannte ihn Großvater, und er war gut gegen sie. Aber sie blieb fremd und allein, obgleich sie die Volksschule des winzigen Städtchens besuchte. Es war so viel Dunkles um sie her, das eine Kluft schuf zwischen den Hardthäuser Kindern und ihr. Daß sie ein Judenkind war und aus Rußland und daß sie niemand gehörte. Das war alles nicht gebräuchlich in Hardthausen. Da war jedermann aus dem Städtlein und war mit jedermann verwandt, und alle waren Christen; der alte Eisig Rosenlaub war seit Menschengedenken der einzige Jude in Hardthausen. Der wollte allein nicht den anderen nachziehen, die

nach und nach in die Stadt gewandert waren. Er wollte hier bleiben und bei seinen Vätern liegen am guten Ort. Das war der alte Judenkirchhof, vor dem es den Hardthäuser Kindern immer ein wenig grauste. Aber den alten Eisig kannten sie alle. Er holte Lumpen und Knochen aus den Häusern und gab dafür Knöpfe, Nadeln und Bilderbögen her, er hatte nichts Fremdartiges an sich und war mit allen gut Freund. Das war ganz anders als bei Rebekka. Es war einmal ein Judenmissionar in der Kirche gewesen, der hatte schauerliche Dinge erzählt von den Juden in Rußland, wie sie verfolgt wurden und hingemetzelt und wie sie sich in Kellerlöchern verkrochen und an den Haaren herausgezerrt wurden. Und er hatte von Rebekka gehört und sie in der Schule besucht und vor allen Kindern mit ihr russisch gesprochen. Da drückten sich die Hardthäuser Kinder in scheuem Staunen um sie herum und sie war ihnen noch fremder als zuvor.

Nein, sie wußten nicht, warum Rebekka heute in der Schule fehlte, keines von ihnen wußte es.

Als der Unterricht aus war, gingen zwei der Mädchen, die der Lehrer auswählte, in das Häuschen des alten Eisig Rosenlaub, um nach

ihr zu sehen. Sie fanden sie unter dem Ahorn, der das Häuschen überschattete, es sozusagen in den Armen hielt. Da stand sie auf dem bröckeligen Mauervorsprung, der vor einer Schießscharte lag, hielt mit dem einen Arm den Stein umfaßt und sah durch die Lücke ins Land hinaus.

Als sie die Schritte und Stimmen der Kommenden hörte, wandte sie ihr Gesicht nach ihnen hin. Da erschraken die Mädchen vor dem Ausdruck der Trostlosigkeit, der in den verdunkelten Augen lag.

„Was hast du?" fragten sie. „Warum bist du nicht in die Schule gekommen?"

Sie kehrte langsam zu ihnen zurück; sie war irgendwo weit draußen gewesen mit einer großen Sehnsucht oder mit einem Hilferuf, das konnte sehen, wer Augen hatte.

„Ich komme nicht mehr," sagte sie. Sie sagte es ganz ruhig und hatte nun auch ihr Gesicht in der Gewalt. Es sah grau und eben und ergeben aus wie sonst. Da atmeten die Mädchen wieder auf, daß sie nicht mehr so trostlos aussah. „Warum?" fragten sie.

„Der Großvater geht zum Lehrer und sagt's ihm," sagte Rebekka. Sie schien nicht gesonnen, mehr zu sagen. Dann, als müßte doch noch etwas kommen, fügte sie hinzu: „Es ist ja auch

einerlei. Es ist doch bald aus. In zehn Tagen ist es doch aus."

Die Mädchen machten ratlose Gesichter. Das war doch nichts, was man verstehen konnte. Sie wurden in zehn Tagen konfirmiert, das war wahr, und Rebekka gehörte zum obersten Jahrgang, ja, sie kam dann auch aus der Schule, aber warum war sie jetzt so sonderbar? Sie dachten auf einen schicklichen Rückzug. „Wir gehen heut nachmittag in den Wald, Tannenreis holen zum Kränzeflechten. Alle Großen gehen mit, man muß die Kirche schmücken zur Konfirmation," sagte die eine. „Gehst du nicht mit?" Gleich darauf dachte sie, das sei das Dümmste gewesen, was sie sagen konnte, denn Rebekkas Gesicht war plötzlich von einer roten Glut übergossen, und ihre Augen flammten.

„Ich gehöre doch nicht zu euch," stieß sie heraus. „Wie kann ich helfen, eure Kirche schmücken?"

Da dachten die Mädchen, es sei am besten, jetzt zu gehen, und das taten sie auch. Sie gingen langsam, solang sie in Sehweite waren, und dann fingen sie an zu laufen; denn es war ihnen unbehaglich zumute.

Als die Kinder, Buben und Mädchen, ihrer

zwanzig zusammen, am Nachmittag auszogen, begegneten sie dem alten Eisig Rosenlaub. Er war auf keinem Geschäftsgang, das sah man deutlich. Er hatte seinen langen Schabbesrock an und einen alten, haarigen Zylinder auf und ging ins Pfarrhaus. Sie sahen ihm nach und lachten; denn sie lachten heute über alles und jedes. Es war immer ein höchst vergnüglicher Gang, dieses Reisholen, das war noch jedes Jahr so gewesen. Nachher, beim Kränzewinden, da saßen sie manierlich in der Kirchenvorhalle oder in der Pfarrscheuer, und die Lehrersfrau war dabei oder die Schwester des Pfarrers. Da sangen sie die Lieder, die sie am Fest singen sollten, oder bekamen eine Geschichte erzählt. Da war alles gediegen und ehrbar; aber jetzt durften sie um so mehr ein wenig ausgelassen sein, und das waren sie auch recht von Herzen.

Rebekka sah hinter dem weißen Vorhängchen am Fenster vor, als sie vorbeigingen. Sie ließ es schnell fallen, um nicht gesehen zu werden, aber als sie einige Schritte weiter waren, trat sie unter die Haustür und sah ihnen nach, und in ihren Augen lag eine Welt voll Verlangen. Es war ein sonniger Frühlingstag. In den Zweigen des alten Ahorns lärmten die Stare,

und auf dem Brachfeld drüben zog eine Schafherde vorbei; da besannen sich die Stare und schwirrten davon, denn bei den Schafen gab es Weide für sie. Rebekka sah ihnen zu, da fiel ein Schatten vor ihr auf den Weg. Der Lehrer stand vor ihr. Er hatte den Hut in der Hand und ließ sich die Frühlingsluft durchs Haar wehen. Sein Gesicht war voll des Schönen, das da draußen im Werden war und das er in sich hineingetrunken hatte auf einem einsamen Spaziergang. „Was ist mit dir, Kind?“ fragte er. „Die Mädchen haben nicht recht verstanden, was du gesagt hast. Du kommst nicht mehr in die Schule. Warum?“ Sein Herz lag in seinem Gesicht; er hatte eine Liebe in sich für das rätselhafte Kind. Er faßte ihre Hand.

Sie zuckte in der seinen und zog sich langsam zurück.

„Der Großvater ist ins Pfarrhaus gegangen,“ sagte sie statt der Antwort. „Er kommt auch zu Ihnen; jetzt trifft er Sie nicht an.

„Kannst du mir's nicht selber sagen, Rebekka?“ seine Stimme klang gütig und warm und suchte einen Eingang in ihre Seele.

Da wandte sie sich ab, und er sah, daß ihre schmalen Schultern bebten, wie wenn der Wind

ein junges Bäumlein schüttelt. Als er sie umwandte, sah er ihre Augen in großen, schweren Tränen stehen.

Sie mühte sich, zu sprechen; da wartete er still, bis sie anfing.

„Ich weiß nicht, wo ich hingehöre; ich gehöre niemand zu. Ich muß fort, sie wollen mich holen in die Stadt zu unseren Leuten. Es hat einer geschrieben, der sei ein Vetter von meinem Vater, und er ist reich und will mich in sein Haus nehmen, daß ich besser im Jüdischen unterrichtet werde."

Sie preßte ihre beiden Hände zusammen und redete in Erregung weiter.

„Ich habe den Brief gelesen; er schreibt von meiner Mutter. Sie ist eine von euch gewesen, und sie sagen, sie sei schlecht und habe den Vater verdorben. Er sei mit ihr ins Elend gegangen."

Rebekkas Augen glühten, und auf ihre Wangen kam ein matter, roter Schein. Sie war schön in ihrem Kummer und in ihrem Zorn.

„O, sie war gut, sie hat mich lieb gehabt, als ich ein kleines Kind war. Sie sollen mir nichts Böses über sie sagen. Der Vater war auch gut; sie hätten mich mitnehmen sollen. Ich weiß

nicht, wo ich hingehöre, nicht zu euch und nicht zu uns.

„Der Eisig sagt," — sie sagte zum erstenmal nicht Großvater — „der Eisig sagt, ich sei meines Vaters Tochter, und ich müsse den Leuten meines Volks gehorchen und hingehen, wo sie sagen und tun, was sie wollen."

Sie blickte sehnsüchtig in die Ferne: „Und ich bin doch auch meiner Mutter Kind. Ich weiß von ihr, von ihrer Heimat und von ihrem Glauben. Was soll ich tun? Ich möchte fortgehen, weit fort, und suchen, wo ich hingehöre.

Sie war so klein und schmal und zart, und sie war noch so ein Kind. Aber es war dem Lehrer, als sei sie ein reifer, schwerer Mensch, der sein Schicksal in den Händen trage und dem es zu groß und zu dunkel sei. Und es trieb ihn, zu ihr zu sagen: „Du gehörst zu uns allen, Rebekka. Wir Menschen sind alle Kinder eines Vaters, der Gott ist. Es ist nur einer, der eure und der unsrige. Denk daran, er ist deines Vaters und deiner Mutter Gott und der deinige — und auch derer, die dich zu sich holen wollen."

Sie sah ihn an, tiefernst und mit leidvollem Aufmerken und ließ ihre Augen in ihn hinein-

gehen, als sagten sie: „Sag mir noch mehr, das ist es, was ich hören muß.“

Er besann sich. „Ich möchte dir eine Heimat wünschen, Kind, in der du leben und gedeihen kannst,“ dachte er. „Ich weiß dir nicht zu raten. Du sehnst dich nach ihnen und von ihnen zu uns, und es sind Schranken, die du nicht durchbrechen kannst.“

Da kam der alte Eisig mit kurzen, schnellen Schritten daher. Er fuchtelte lebhaft mit den Händen, als er den Lehrer sah. „Ich bin beim Pfarrer gewesen und habe es ihm gesagt; und ich sage es Ihnen: Sie macht ihr Glück in einem reichen Haus und bei Verwandten. Ich lasse sie gehen und sage: Sei gesegnet. Sie aber macht ein Gesicht, als ob es ein Unglück sei. Sie hängt an ihrer Mutter, die ihren Vater ins Elend —,“ da stampfte Rebekka mit dem Fuß auf und sagte herrisch: „Seid still, Eisig, sagt nichts von ihr, niemand soll etwas von ihr sagen.“

Der Alte seufzte: „Sie ist ganz verwirrt. Sie war immer ein gutes Kind, sie ist aus dem Geleise. Morgen früh kommt der Vetter. Er kommt mit einem Wagen und mit zwei Pferden, sie darf fahren wie eine reiche Tochter, und ihr

Vater und ihre Mutter sind in der Armut gestorben."

Er sah sie an, ob das nicht Eindruck mache. Aber sie biß nur auf die Unterlippe und sah düster zu Boden.

Laßt sie ein Stückchen mit mir gehen, Eisig," sagte der Lehrer. „Ich will noch ein wenig mit ihr reden."

Sie ging neben ihm her auf dem grasigen Weg. Sie kamen unvermerkt auf den freien Platz vor der Kirche. Die Tür stand offen, sie traten ein.

„Komm, setz dich zu mir," sagte er. „Sieh, du bist mir immer lieb gewesen. Ich könnte sagen: Komm zu uns, zu dem Glauben deiner Mutter, der auch der meinige ist. Aber das wäre nicht das Rechte. Ein Glaube muß im Herzen geboren werden und über alles hinauswachsen, über Vater und Mutter und Volk. Denk an Abraham, der alles verließ und in die Fremde ging, seinem Glauben nach. Kannst du das glauben, Rebekka, daß ein Gott ist für alle und auch für dich, nur einer?"

Sie sah ihn an und nickte, ernst und schwer.

„So trennt dich auch nichts von uns und nichts von ihnen," sagte der Lehrer. „Der,

dessen Namen wir Christen tragen, hat auch nichts anderes gewollt, als daß wir alle Kinder eines Gottes werden. Und, Rebekka, hör auf mich: Es ist soviel Not und Arbeit auf Erden. Über dem Glauben steht die Liebe. Die eint alle, alle. Das ist ein Weg für dich, in eine Heimat für dein Herz zu kommen. Geh und lerne arbeiten und helfen und lieben und laß dich durch nichts daran hindern, so wirst du froh werden. Du verstehst es später noch besser als jetzt. Denk daran."

Sie atmete tief auf. Es war ein sanfter Schein in ihre verdüsterten Augen gekommen. Sie stand auf. „Ich muß jetzt gehen," sagte sie. „Ich will so tun, wie Sie sagen, ich vergesse es nicht."

Nein, sie vergaß es nicht, das sah er wohl. Sie würde eine der Frauen werden, die helfen, Schranken abzutragen und Schmerzen zu lindern. Es war etwas Großes in ihr, so klein sie war.

Er ließ sie ruhig ziehen; es war still in seinem Herzen für sie.

Als am Abend des Kirchendieners Weib zum Läuten in die Kirche ging, schlüpfte eine schmale Gestalt hinter ihr drein. Sie trug einen Blumentopf in den Händen und stellte ihn auf den

Altar. Es war eine Amaryllis mit zwei brennendroten Blüten, die fast dicht an der Erde standen, mit ganz kurzem Stiel und ohne Blatt. Der Stock war im Winter erfroren und hatte sich nun in der Frühjahrssonne angestrengt, seine Schuldigkeit zu tun, und hatte diese zwei Blüten hervorgebracht. Zu mehr hatte es nicht gereicht. Es waren magere, kümmerliche Blüten. Aber es war das Beste, was Rebekka hatte, und es war ihr, als habe sie ein Recht darauf, damit die Kirche zu schmücken. Sie stand eine kleine Weile im letzten Schein des sinkenden Tages, dann reckte sie sich; es war als ob sie wachse.

„Gott," sagte sie, „Gott," und ging.

Sie ging nicht heimlich fort im Morgengrauen, wie sie gewollt hatte. Ich sah sie neulich in der Stadt; sie lebt in ihres Vaters Volk und bei seinen Glaubensgenossen. Aber als ich sie sah, da wußte ich, daß ihr Herz Blüten, brennendrote Blüten der Liebe getrieben hat und daß, wer zu ihr kommt, etwas von Heimat spürt und von Hilfe, die über die Schranken hinüberwächst.

Und ich wollte, wir trieben alle solche Blüten.

Das Käuzlein

Es ist ein lauer und linder Frühlingsabend. Ich habe das Fenster weit aufgemacht, denn ich will nichts von dem verpassen, was da draußen vor sich geht. Es kommt ein fernes Singen zu mir herein, das ist vom Männergesangverein im Rößle und ist gerade weit genug weg, daß man's nicht hört, wenn etliche unsauberen Töne darunter sind; der Nachtwind, der das Lied herträgt, läßt sie neben hinunterfallen, daß nur noch die Melodie weich und verschwommen da ist, ganz wie sie in die weiche Nacht paßt. „Wie die Blümlein draußen zittern." Die Worte hört man freilich nicht, aber ich kenne sie gut. Wenn man das Lied so oft gesungen hat.

Im Traubenwirtshaus schieben sie Kegel. Man hört das dumpfe Rollen der Kugel und darauf das Umfallen der Kegel. Der Ton paßt auch in die Nacht hinein, heißt das, so von weitem. Dort sind wache Menschen beisammen; ich kenne sie; ich könnte sie aufzählen, wenn ich wollte. Ich könnte auch unter ihnen sein, aber ich will nicht. So ist mir's gerade recht: hören, daß sie da sind, verlorene Laute zu mir herdringen lassen

und doch allein sein. Denn ich habe Gedankenbesuch bei mir heute Abend. Es ist mir eine alte Geschichte eingefallen, die muß ich einmal los werden.

Drüben auf einer der alten Fichten, die eine dunkle Gruppe bilden neben dem Torturm, klagt ein Käuzlein. Immer, wenn ich diesen Schrei höre, dieses klagende Wimmern, das ist wie eine Stimme der Natur selber, die irgend einen Schmerz in die Nacht hinein ruft, den sie bei Tag verschwiegen hat, immer fällt mir dann die Geschichte ein. Und immer zieht es mich dann hinüber zu dem kleinen Bücherbrett, auf dem meine näheren Freunde stehen, daß ich sie geschickt bei der Hand habe, und zu dem kleinen Büchlein in weichem, schwarzem Leder, in dem von der Kreatur steht, die „sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar".

Denn das Käuzlein fliegt immer da herzu und läßt seine klagenden Laute erschallen, wo eins krank ist und sterben will. Da sagt es den Tod an; so weiß es das Volk von lang her. Und darum, weil es sich so zum Vorboten unserer größten Schmerzen und Ängste macht und sie jammernd ausruft, wenn sie erst durch die Nacht daherkommen, darum meint das Volk, die Kreatur

wisse mehr von uns als wir denken und sei angewiesen, uns eine Botschaft auszurichten.

Mein Freund, der Doktor von Ödenwaldstetten, regt sich zwar furchtbar auf, wo er solch einem Aberglauben begegnet und sagt, es sei kein Wunder, daß ein Käuzlein nach einem erleuchteten Fenster hinfliege und davor schreie. Das sei seine Art so. Und auf dem Land seien spät in der Nacht alle Fenster dunkel bis auf die, hinter denen ein Licht bei einem Schwerkranken brenne. Vom Schwerkranken bis zum Sterbenden aber sei es nicht weit. Also. Und überhaupt lasse sich alles natürlich erklären. Was soll man da sagen? Er läßt sich seine Ansicht nicht nehmen, und die Rosenwirtin von Krähenbronn läßt sich die ihrige auch nicht nehmen. Was erlebt sei, sei erlebt, sagt sie. Ich weiß nicht mehr, wie wir darauf kamen, als ich einmal bei ihr im Garten saß; ich habe scheint's auch so eine neumodische Ansicht ausgesprochen. Da zog sie das Hannele, ihr jüngstes, sechsjähriges Töchterlein, das neben uns eine Kette aus Löwenzahnstengeln machte, zu sich her und verschob ihm das Halstüchlein. „Do gucket se her," sagte sie, „wenn se's net so glaubet. Des ist von seller Nacht. Der Herr hot's mit en Wald naufg'nomme, sonst hätt's

mi troffe. No wär i jetzt nemme dô." Das Halstüchlein hatte einen flammendroten Strich verdeckt, der von dem weißen Hälslein des Kindes wie ein Pfeil auf die Brust nach der Herzgegend zuging. Ich sah die Mutter fragend und hungrig an, denn da steckte eine Geschichte drin, das sah ich wohl, eine von der Art, wie sie nicht an jedem Hag wachsen. Das Kind machte sich los und sprang fort, denn es hatte noch nicht genug von den goldenen Löwenzahnblumen, und überm Weg drüben standen noch mehr.

Und die Rosenwirtin ließ sich erweichen und erzählte mir, was ich wissen mußte. So, wie ich's noch weiß, will ich's jetzt wieder hergeben.

Es war ein schwüler Hochsommertag gewesen, jetzt ging es gegen Abend, und hinter dem Wald zog ein Gewitter herauf. Die schwere Wolkenwand, die vor der sinkenden Sonne stand, schuf eine frühe Dämmerung, es wäre sonst noch nicht Zeit zum Dunkelwerden gewesen. Die Rosenwirtin ging ums Haus herum, ein wenig rastlos, wie eins, das nicht stillsitzen kann, weil es von etwas umgetrieben wird. Sie sah nach den Fensterläden und nach der Stalltür, und weil alles in Ordnung war, ging sie wieder ins Haus zurück, aber nicht auf lange. Sie hatte immer

eine Unruhe in sich, wenn ein Gewitter herauf-
kam. Die stammte noch von damals her, wo
der Blitz in das alte Rosenwirtshaus geschlagen
hatte, das ihr Vaterhaus gewesen war. Das
Haus war in wenigen Stunden abgebrannt und
mit der Versicherungssumme viel schöner wieder
aufgebaut worden. Aber die Rosenwirtin, die
damals noch ein ganz junges Mädchen gewesen
war, hörte immer noch das große, scharfe Krachen
des Donnerschlags, der auf den hellen, lohenden
Blitz gefolgt war, und sah die Flamme aus dem
Giebel steigen wie eine Säule, weiß wie ein
Licht, so oft sich ein Gewitter zusammenzog. Heute
war sie noch unruhiger als sonst, denn sie ging
der Geburt ihres dritten Kindes entgegen, und
der Rosenwirt war nicht daheim, der war mit
einer Holzfuhre unterwegs und konnte erst morgen
wieder kommen. Es deuchte der Frau, als ob
sie etwas knistern höre im Deckengebälk der
Wirtsstube, und dann wieder, als sei ein Sausen
in der Luft wie von schweren Flügeln, und es
ward ihr immer ängster. Die Wolken überzogen
nach und nach den ganzen Himmel, aber sie
hingen noch still und schwer herunter, als ob
sie auf einen Befehl warten müßten, eh' sie
regnen dürften, und der Donner grollte noch

ganz heimlich und ganz fern. Die Schwalben schossen fast am Boden hin, auf und ab die Dorfgasse, wie gejagt. Das sah die Frau, als sie wieder aus dem Haus trat; es war ihr, als habe sie jemand rufen gehört. Die Kinder, die sie mit ihrer Unruhe angesteckt hatte, hingen ihr am Rock, aber die alte Magd Madel holte sie ins Haus. „Du kannsch halte wie de witt, Rösle," sagte sie zur Frau, die sie einst helfen aufgezogen hatte, „aber d' Kender g'höret ens Haus, wenn a Wetter kommt. Ond wenn i di wär, no tät i liaber en Wettersege bete, als so romgeistere. Do isch nix mit g'richtet."

Sie sah sich noch ein paarmal um, als sie, an jeder Hand eins der Kinder, ins Haus zurückging und schüttelte den grauen Kopf. „Wenn's no wieder amol guet vorbei wär'," sagte sie und meinte jetzt nicht das Wetter. Die Frau aber ging über den Hof hinüber. Dort stand eine alte, zausige Föhre, die bei jenem Brand nur versengt, nicht abgebrannt war, und in deren dunkelgrüner Krone die Stimme saß, die der Rosenwirtin gerufen hatte. Sie stand bei dem Baum und starrte hinauf und nickte schwer und langsam mit dem Kopf, wie eins, das ein Unglück sieht. Da kam die Dorfgasse herauf der

einzige Kurgast in der Rose, ein stiller, älterer Herr, der schon den ganzen Sommer da war und droben in der Giebelstube oder hinten in der Laube im Grasgarten an einem Buche schrieb, von dem kein Mensch wußte, was es enthalten werde. Wenigstens sagte er immer, wenn ihn der Rosenwirt oder die Wirtin danach fragte, lächelnd: „Es soll alles das enthalten, was ich nicht mündlich sagen konnte," oder: „Es soll mein Lebensbuch werden," und solche Sachen. Aber im Umgang war er ein guter und freundlicher Herr, der wenig Mühe machte, mit den Kindern kindlich sein konnte und immer zarte, feine Sträußchen von unscheinbaren Blumen, die in Krähenbronn sonst kein Mensch angesehen hätte, mit nach Hause brachte. Der Herr nun blieb bei der Rosenwirtin stehen und fragte freundlich, was sie da oben suche auf dem Baum. „Scht," sagte sie, „horchet Se no, 's wird glei' wieder âfanga z'schreiet. A Käuzle isch, ond des schreit am helle Tag, oder doch schiergar no hell, auf onserem Baum. Was meinet Se, was des z' bedeutet häb? Des schreit mir, sell glaub' i." Der Herr sah wohl das erregte Gesicht und hörte die Not und Angst aus dem Ton ihrer Stimme, aber mußte doch ein bißchen lächeln,

als das Käuzlein auf dem Baum von neuem anhob, seine klagende Stimme zu erheben und das Weib in seiner Angst ihn am Rockärmel faßte und zitternd sagte: „Bei mei'm Vatter hot's g'schriee ond bei meiner Schwieger au, ond jetzt bedeutet's mi. Se werdet sehe, i muß fort von mei'm Mâ ond von meine Kender. Desmôl goht's net guet aus bei mer."

Er faßte sich aber schnell, denn er dachte wohl, Angst sei Angst, ob sie töricht sei oder nicht, und sagte ihr etwas von Gottes Willen, den so ein Tierlein doch nicht im voraus wissen könne, und von zufälligem Zusammentreffen der Umstände und was ihm sein menschenfreundliches Herz sonst noch Tröstliches eingab. Aber es war in den Wind geredet, oder vielmehr in den Regen, der jetzt anfing, in großen, breiten Tropfen niederzufallen. Da fiel ihm auf einmal noch eine Auskunft ein, eine von der Art, wie sie dem Stärkeren kommt, der den Schwächeren sich mit einer Last schleppen sieht, die für ihn ein Leichtes ist, und der sich damit belädt. „Frau Rosenwirtin," sagte er, „gesetzt den Fall, daß das Käuzlein etwas wüßte, so könnte das doch auch mir gelten. Ich wohne doch auch in Ihrem Haus und habe es nun auch gehört. Warum

wollen Sie es absolut auf sich beziehen?" Er stand da so gelassen und sorglos und ließ sich aufs Haar regnen, und die Rosenwirtin, als sie ihn staunend ansah, fühlte auf einmal die Angst von sich abfallen wie einen schweren Sack und atmete tief auf. „Ha do könntet Sia am End erst no recht han," sagte sie wie befreit. „'s ist vielleicht wüst von mir, daß i 's ânemm, aber was Gott's Will' ist, 's ist wôhr, i sieh net ei, worom's grad mi treffe soll."

Dann gingen sie, weil es nun stärker regnete, dem Haus zu und saßen in der Wohnstube beieinander mit dem Hausgesinde und den Kindern, und die Rosenwirtin schob dem Herrn, als ob das so sein müßte, das Abendsegenbuch hin, daß er das Gebet bei einem Gewitter lese. Er las aber aus einem dünnen Büchlein, das er aus der Rocktasche zog, ein anderes, in dem die Rosenwirtin das beruhigende: „Und behüte uns Haus und Hof, Gut und Leben vor Hagel, Blitz und Todesgefahr" vermißte und dagegen Worte fand, die groß und mächtig dahinrollten wie der Donner draußen. „Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein

Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret."

Solche großen Worte las der Herr aus dem Büchlein vor, und dazwischen hinein gingen Blitze und Donner ihren Weg, und die Kinder schlüpften eng an die alte Madel hin, die ängstlich zur Frau hinübersah, als das Wort kam: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." Aber die Frau saß mit zusammengelegten Händen ganz ruhig und aufrecht da. Denn der Herr konnte von ihr aus wohl den Psalm lesen, den man sonst nur am Silvesterabend in der Kirche las. Das konnte er halten wie er wollte, denn er hatte für heut einmal alles, was das Käuzlein mit seinem Schreien gemeint haben konnte, auf sich bezogen, und er mußte schon wissen, was er vertragen konnte.

Auch ging das Gewitter merkwürdig rasch zu Ende, schier während des Lesens schon, oder doch wenigstens zog es über den Wald hin nach der anderen Seite des Bergs. Der Regen rauschte leiser und versiegte bald, und als der Herr aufstand und ein Fenster aufmachte, kam ein erquickender Luftstrom herein und eine milde Abendhelle.

„Ich will noch einen kleinen Gang tun zur Aussichtsbank hinauf," sagte der Herr; „es gibt noch einen schönen Abend nach dem heißen Tag"; und dann ging er freundlich grüßend und ohne Hut aus dem Haus und den Hang nach dem Wald hinauf. Dort droben, wo unter einer mächtigen uralten Tanne eine Rindenbank stand, war sein Lieblingsplatz. Man sah in drei Täler hinein und auf ferne, bewaldete Bergrücken, und an ganz hellen Tagen sollte man angeblich weit, weit hinten in der Ferne das Hochgebirg von dort aus sehen können. Das war aber dem Herrn noch nie geschehen, er hoffte nur immer noch darauf, und vielleicht, wer weiß, war es heute nach dem Regen zu sehen. „Aber kommet Se bald wieder, Se krieget saure Nierle und Spätzle," rief ihm die Rosenwirtin nach, als er schon aus dem Haus war, und das war noch lang nachher ihr großer Trost, daß sie ihm das nachgerufen hatte. Denn saure Nierle und Spätzle waren das Leibessen des bescheidenen Herrn und sie hatte an diesem Abend das Gefühl, als ob sie ihm eine besondere Guttat antun müßte. Als sie aber in der Küche stand und mit dem Spatzenteig hantierte, kehrte das Gewitter, das schon hinter dem Berg gewesen war, noch ein-

mal um wie ein schlauer Detektiv, der einen Spitzbuben hat sicher machen wollen und ihn nun jählings erwischt. Es tat ganz sachte und harmlos, so als ob es noch etwas vergessen hätte und es nun mitnehmen wollte, und der Kurgast aus der Rose stand auf der Aussichtsbank und hing mit trunkenen Augen an dem großen Leuchten, das sich in der weiten Ferne vor ihm ausbreitete mit vergoldeten, purpurbesäumten Wolken und — als sie sich langsam hoben — mit Berghäuptern, die herüberschimmerten wie Gefilde der Seligen.

Ein Waldhüter ging an dem Herrn vorbei und grüßte ihn, da nickte der nur wie zerstreut zu ihm hinüber. „Wenn i Sie wär, no tät i net traua," sagte der Waldschütz, „do henta rauf kommt's nomol schwarz, mer krieget no en Schütter," aber der Herr sagte nur lächelnd: „Haben Sie das schon einmal so gesehen, so klar wie heute?" und zeigte mit der Hand ins Weite. „Schö isch scho," gab der Waldschütz zu, „aber 's ist bloß a Regahelle, i gib net viel drom aus," und er ging mit langen Schritten talwärts, denn er hatte das Reißen und ums Naßwerden gab er gleichfalls nicht viel aus. Aber als er schon unten am Hang war, an

den steilen Staffeln, die gerade aufs Rosenwirts Haus zuführen, da geschah ein jähes, grelles Leuchten und in der nächsten Sekunde ein Donnerschlag, so scharf und wuchtig, daß der Mann erschrocken und wie erstaunt stehen blieb, daß es ihn nicht zusammengewettert habe. „Des hot eig'schlage," sagte er. „I han's jo glei g'sagt, 's ist em net z'trauet." Einen Gedanken verschwendete er an den Mann am Waldrand droben, dann trat er ins Rosenwirtshaus ein, denn es fing an zu gießen wie mit Kübeln — und wenn man das Reißen hat, das läßt nicht viel anderes neben sich aufkommen.

Droben aber, am Wald, flammte die alte Tanne hell auf, und dem Mann unter ihr, dem es eigentlich gegolten hatte, hatte das grelle Blitzlicht die Aussicht in die Gefilde der Seligen über den Schwarzwaldbergen drüben verlöscht und der Schlag hatte ihn der Länge nach ins Heidekraut gelegt, das hier den Boden bedeckte.

Dort fanden ihn, als der Regen aufgehört hatte und die sauren Nierle der Rosenwirtin längst wieder kalt geworden waren, der Waldschütz und der Knecht aus der Rose, denen er auf kein Pfeifen und Jodeln Antwort gegeben hatte. Die Abendschatten lagen jetzt auch auf

der Höhe, im Tal brannten die Lichter, da trugen sie den stillen Mann, der sein Lebensbuch noch nicht ausgeschrieben hatte, hinunter.

Das Käuzlein schrie nicht mehr in der alten Föhre, oben am Wald hatte es der Knecht noch zu hören geglaubt, aber der Waldschütz hatte ihn still sein geheißen, weil „so Dengs nex zum Schwätza" sei. In der Nacht wurde das Hannele geboren und hatte das rote Blitzzeichen vom Hals an abwärts.

„Das sei alles ganz begreiflich," sagte der Doktor von Ödenwaldstetten, den man hatte holen müssen, als er es sah. Er fuhr im Morgengrauen heim und hatte zuvor noch den Totenschein für den stillen Mann, der in der Kegelbahn lag, geschrieben. Und darin waren sie einig, die Rosenwirtin und der Doktor, nur meinte es jedes anders. Man kann zwei ganz verschiedene Weltanschauungen ganz gut mit dem gleichen Satz ausdrücken, warum denn nicht?

Es war dann ein Freund gekommen und hatte den Toten abgeholt, um drunten in der Hauptstadt seinen Leib zu einem kleinen Aschenhäuflein zusammenbrennen zu lassen. Die Krähenbronner meinten, das hätte der Blitz am Waldrand droben leichter und einfacher besorgen können,

wenn er es für recht gehalten hätte, und man habe es schon gemerkt, daß der Herr, der Kurgast nämlich, anders sei als andere Christenmenschen.

Der Freund aber sagte, er sei einer von denen gewesen, die immer und überall der Welt Leid auf sich nehmen, wo es ihnen entgegentrete, er habe schon als dreizehnjähriger Bub einmal schwere Prügel für einen andern ausgehalten, dem sie seiner Ansicht nach mehr geschadet als genutzt hätten. Und so weiterhin. Solche Naturen verbrennen schon lebender Weise, da sei das Feuer im Krematorium bloß noch das Tüpfelein auf dem I. Das verstanden aber die Krähenbronner nicht. Das unausgeschriebene Lebensbuch hat der Freund auch mitgenommen. Vielleicht wenn er ihnen aus dem hätte vorlesen können. — — —

Es ist spät geworden und ich habe das Fenster zugemacht. Es ist mir zu viel kleines Nachtgetier um die Lampe geflogen, das leichte Mückengeziefer verbrennt sich bloß die Flügel daran, und hat nichts dafür als einen kleinen Augenblick der Lichtnähe. Das Käuzlein aber ist schreiend gegen den Wald hinübergeflogen und dann verstummt. Wenn jemand so eine Sprache

verstände, dann ließe sich feststellen, was es in die Menschenhäuser hineinzuschreien hat. Auch die Menschenlaute sind still geworden. Draußen aber geht der Nachtwind vorbei und rauscht leise in den Bäumen, und droben wandern die Sterne und unten die Kinzigwellen. Mich dünkt, sie haben alle eine Botschaft an uns, wer nur wachen Sinnes wäre und sie verstünde.

Bubi

In der Dachrinne saß eine Amsel und sang. Sie sang über die erwachende Stadt hin, in das Morgengrauen, in den leichten Nebel, der aus dem Talgrund aufstieg, in die summenden Geräusche des werdenden Tages hinein. Ein Lastwagen fuhr am Hause vorbei, dann ein leichtes Bauernwägelein, das rosige Ferkel geladen hatte, ein Bäckerjunge kam pfeifend vorüber, ein Hoftor wurde aufgeschlossen und fiel klirrend wieder zu und ein schwerer Männerschritt hallte auf dem Pflaster und verlor sich. Und die Amsel sang über das alles hin. Es war Frühling. In den Vorgärtchen der Häuser in der Vogelsangstraße blühten die Syringen, die Pyrrhussträucher standen in ihrem brennenden Rot, und vor einem der Häuser wiegte sich eine schlanke Birke und ließ sich den Morgenwind durch ihr lichtgrünes Haar wehen. Das war dasselbe Haus, in dessen Dachrinne die Amsel sang und hinter dessen Giebelfenster Fräulein Helene Keller erwachte und sich auf ihren Tag besann. Sie hatte nämlich einen Morgentraum gehabt, gerade vor dem Erwachen, und nun hatte sie einige Mühe, sich in der veränderten

Wirklichkeit zurechtzufinden. Im Traum hatte sie ein Kind bei sich im Bett gehabt, das hatte sein weiches, flaumiges Köpfchen dicht an sie geschmiegt und sie hatte sich gar nicht darüber gewundert, sondern es mit einem unendlich warmen Frohgefühl in die Arme geschlossen. Und dann hatte das Kind angefangen zu lachen, mit einem hellen, klingenden Stimmchen, so unwiderstehlich lustig, daß sie mitgelacht hatte, ohne zu wissen warum. Das war der ganze Traum, es war nicht viel Handlung darin, aber desto mehr Stimmung. Und diese wollte nicht vergehen, als das Lachen allmählich in den Amselgesang überging und das Fräulein zu sich kam und entdeckte, daß weit und breit kein Kindchen war, daß es bereits sechs Uhr geschlagen hatte und daß sie erste Verkäuferin in C. Ch. Weckerles Geschäft, Weiß- und Wollwaren und Kinderkonfektion, war.

Das heißt, das große Frohgefühl verlor sich wohl, aber an seine Stelle trat ein inniges und weiches Verlangen nach dem Weiterträumen und, als dieses durch den strikten Befehl zum Aufstehen, den das Pflichtgefühl erteilte, abgeschlagen war, eine Art Heimweh nach irgend etwas, das sich nicht recht benennen ließ. Aber dazu hatte

das Fräulein keine Zeit. „Also heut kommt der Strumpfwarenreisende,“ sagte sie zu sich selbst, als sie an den Waschtisch trat und anfing, sich mit frischem Wasser zu überschwemmen. „Und daß ich's nicht vergesse, eine Auswahl von Klöppelspitzen nach Hindererstraße achtzehn, zwei Treppen, zu schicken. — Also heut abend der Lichtbildervortrag, der fängt gleich nach Ladenschluß an.“

Aber auf einmal merkte sie, daß sie mit dem Handtuch in der Hand dastand und auf das klingende Lachen des Traumkindes horchte. Was hatte es auch für ein warmes, weiches Köpflein gehabt! — „Ach, dummes Zeug, kommen Sie gefälligst zu sich, Fräulein Keller!“ Da ging sie an das breite Fenster und zog den grünen Rolladen, der bis jetzt nur zwei Handbreit Licht hereingelassen hatte, sehr energisch in die Höhe, daß die Amsel erschreckt aufflatterte und verstummte. Aber gleich darauf setzte sie sich in die Birke und sang von neuem.

In die Giebelstube aber flutete nun das volle Morgenlicht herein und tat sein Möglichstes, die Träume zu vertreiben. Das war auch gut, denn das Fräulein hatte keine Bedienung, als seine eigenen flinken Hände und es mußte sich rühren, wenn alles sauber und in Ordnung

sein sollte in der kleinen Häuslichkeit, ehe ihre Besitzerin an das eigentliche Tagewerk ging. Das aber mußte sein. Um es nebenbei zu sagen: wenn im Geschäft alles drunter und drüber ging, die Kunden anspruchsvoll und krittelig waren und der Prinzipal verstimmt (das kam nämlich vor), dann brauchte Fräulein Keller nur in ihre Tasche zu greifen, wo der Schlüssel zu ihrer Stube steckte. Gleich kam etwas wie Ruhe über sie, denn dorthin durfte ihr keiner von all den Quälgeistern folgen. Sie brauchte ihn nur ins Schloß zu stecken: auf mit der Tür und wieder hinter sich zu, dann war sie geborgen. Das sah sie mitten im Umtrieb vor sich: den Blumentisch mit den grünen Blattpflanzen, das Bücherbrett, die alte Chaiselongue, die noch aus dem Elternhaus stammte und die einen neuen Teppich bekommen hatte, die Bilder an den Wänden. Es war eine Art Heimat, was ihr der Schlüssel aufschloß. Aber es mußte alles in Ordnung sein drinnen, sonst hatte der Schlüssel seine ruhestiftende Macht verloren.

Als sie am Kaffeetrinken war, kam der Briefträger. Er war ein guter Freund von ihr, er war aus dem gleichen winzigen Landstädtchen wie sie, droben im Schwarzwald gebürtig. Wenn

sie einander begegneten, grüßten sie sich mit einem kleinen Lachen wie ein Stückchen Heimat. „Aus Zwerenberg,“ sagte er und legte einen Brief hin. Das durfte er sich schon erlauben, daß er das sagte, denn der Name hatte für sie beide einen guten Klang. Wenn sie ihn nannten, sahen sie einen holperigen Marktplatz vor sich, den alte Giebelhäuser umgaben, einen Röhrenbrunnen, Gäule davor, die aus dem steinernen Trog getränkt wurden, einen Kaufladen, dessen Türglocke in atemloses Bimmeln geriet, so oft jemand aus und einging, ach, noch vieles — und rund herum den Wald, still, nicht an den Wald denken. Hatten wohl die Tannen jetzt ihre grünen Spitzen? Sie dachte aber doch noch an ihn, als der Briefträger schon wieder mit schweren Tritten die Treppe hinunterstieg. Der hatte sich auch seine Frau dort droben geholt. Der hing auch noch an der alten Heimat.

Der Brief war von der Schwester, die in dem Heimatstädtchen lebte. Sie war an einen Sattler verheiratet, hatte ein kleines Lädchen zu besorgen, einen Hausgarten, fünf Kinder, eins war wieder unterwegs. „Du hast es gut,“ schrieb sie. „So ohne Sorgen und ganz für dich. Wenn du Feierabend hast, so hast du Feierabend.

Den Sonntag auch. Wenn ich da an mich denke; nie ist man fertig und dabei immer der Gedanke ans Auskommen. Dem Vielbauern hat man vergantet, da ist uns auch Geld hin für zwei Kummet und ein Chaisenpolster. Der Karl schafft sein Sach, soviel er kann, da müßte ich lügen, wenn ich eine Klag' hätte, aber voran kommt man nicht, es ist kein Geschäftsgang. Der Doktor hat auch wieder gekostet, weil der Hugo und das Mariele die roten Flecken gehabt haben und böse Augen dazu. Aber man zahlt es gern, wenn sie nur wieder gesund werden, man gäbe ja doch keins her, um gar kein Geld. Auf das Kleine ist mir's oft angst; man ist doch recht geschoren, solang sie so klein sind. Wiewohl der Karl sagt: wenn sie allemal da sind, sind einem die kleinsten die liebsten. Was ich sagen wollte: sei nur froh, daß du den Schreiner Fuchs nicht genommen hast. Er sauft, da hättest du auch nichts machen können. Du hast es lang gut so. Wenn du etwas tun willst, weil du es doch gesagt hast, so teile ich dir mit, daß es mir an besseren Kittelein für die erste Zeit ziemlich fehlt, sie haben sie alle fünf angehabt, da sind sie halt auch hin. Es grüßt dich herzlich deine treue Schwester Emilie."

Das Fräulein las den Brief zwei- oder dreimal. Merkwürdig, so stark sie sich auch Mühe gab, zu denken, daß sie es so viel besser habe als die Schwester, sie brachte es nicht recht so weit. Nicht daß sie sich an ihre Stelle gewünscht hätte, das nicht gerade. Aber es war doch ein Reichtum in dem arbeits- und segensreichen Leben, ein Reichtum, den sie nicht hatte. „Aber alles kann man auch nicht haben," entschied sie dann und machte, daß sie auf den Weg kam, denn es war ein Viertel vor acht Uhr und der Weg nicht gerade nah. Um acht Uhr aber mußte sie im Geschäft sein. Erstens war sie selber pünktlich gewöhnt und zweitens hatte sie auch den jüngeren Fräulein im Geschäft ein gutes Beispiel zu geben. Sie pflegte Schlag acht Uhr durch die Einfahrt des großen Geschäftshauses in den kleinen, halbdunklen Ankleidungsraum einzutreten und gleich nachher hing ihr wohlbekannter dunkelblauer Mantel an seinem Haken und das weiche Hütchen dabei. Sie war kein Geßler, aber die leichtsinnigen jungen Dinger, die immer Gründe zum Zuspätkommen hatten, drückten sich doch ein bißchen scheu um die Ecke in den Laden heraus, wenn der Hut schon da hing. Sie konnten gar nicht schnell

genug nach einem Staubtuch greifen oder nach einem Federwedel, denn mit diesem Werkzeug in der Hand war es ihnen leichter, dem ruhig-verwunderten Blick zu begegnen, den Fräulein Keller auf sie zu richten liebte. Ordnung mußte ja freilich sein, aber du lieber Himmel, es kam so vieles dazwischen — und dann gingen auch nicht alle Uhren in der Stadt gleich. Fräulein Kellers Uhr freilich, die ging das ganze Jahr hindurch auf die Minute genau. Das, dachten die jungen Mädchen aber, werde indessen auch nicht immer so gewesen sein. Wenn sie einmal dreißig waren, — aber puh, dann waren sie hoffentlich nicht mehr im Geschäft, sondern ganz wo anders.

An diesem Morgen aber kam der blaue Mantel und Hut erst fünf Minuten nach acht Uhr an seinem Platz. Seine Trägerin machte sich jedoch nichts daraus, die Letzte zu sein. Sie ging mit merkwürdig aufgehelltem Gesicht umher und sah eigentlich viel jünger aus als sonst. Als das kleine Lehrmädchen, das die Schaufenster zu putzen hatte, mit einer großen Schüssel voll Wasser über einen Besen stolperte, der noch im Wege stand, und es eine Überschwemmung gab, sagte sie lächelnd: „Hoppla, Minele, diesmal

hättest du können naß werden." Das war aber ein Witz, denn das Minele triefte wie ein begossenes Hündlein. Aber es lachte dennoch ganz beglückt, denn je nachdem hätte der Spruch auch anders ausfallen können.

Das Fräulein aber trat einen Augenblick unter die Ladentür und sah die Straße hinauf und hinunter. Hier war nichts vom Frühling zu sehen, aber er lag ja dennoch in der Luft; man spürte ihn in allen Gliedern. An dem Stück Himmel, das zwischen den Häusern sichtbar war und das ein ganz lichtes, blasses Hellblau hatte, hingen ein paar rosafarbige Wölkchen, die lachten mutwillig auf die Geschäftsstraße herunter und stießen einander an, weil es lustig war, im Blau zu schwimmen. Drüben über der Straße, vor dem Gasthaus zum Ritter, standen seit heute früh ein paar Oleander in Kübeln, die über den Winter im Keller gewesen waren, die glänzten mit ihren nassen, dunkelgrünen Blättern in den Morgen hinein und tranken die linde Luft. Der Hausknecht hatte sie tüchtig übergossen. Das war alles, was Frühlingsmäßiges zu sehen war. Aber das Fräulein hatte unterwegs noch ein Stück davon eingefangen und mitgenommen.

Als sie aus dem Haus getreten und über die Straße gegangen war, da saß gerade gegenüber auf dem Lattenzaun des Nachbargärtchens rittlings ein blondes Bübchen in rotem Sweater und schwarzem Lederschurz. Es hatte eine Haselgerte in der Hand und hieb damit auf das Holz ein, als sei das sein Gaul, das ihn in die Weite tragen müsse, und sang dazu mit einem merkwürdig hellen Stimmchen:

„Und wenn der große Fritze kommt
Und schlägt nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Da tat Fräulein Keller etwas, das der Amselgesang und das Traumkind und der Brief miteinander zuwege gebracht hatten, denn sonst wäre es ihr nicht so leicht passiert: sie blieb stehen und hörte dem kleinen Buben zu, und als eine Pause in dem Gesang eintrat, sagte sie, wenn auch mit einem leichten Herzklopfen: „Kannst du aber schön singen! Wer hat dich denn das Lied gelehrt?" Das Bübchen sah von seinem Roß herab ein bißchen erstaunt auf das Fräulein. Sie hatten einander noch nie gesehen, denn es war erst vorgestern mit seiner Mutter hier eingezogen. Es hatte einen steil

aufstehenden Haarschopf über der merkwürdig hohen Stirn und blaue Augen, die aus tiefen Höhlen heraus glänzten. „Der Bäckerbub in der Seestraße, wo wir vorher gewohnt haben," sagte es nach einem Augenblick prüfenden Beschauens. „Er singt es immer, aber die Mutter sagt, er singe es scheußlich falsch." — „Und du, du singst es richtig?" fragte Fräulein Keller. — „Natürlich," sagte das Bübchen. „Die Mutter kann es auch singen, sie hat es vom Bäckerbub gehört, da hat sie mich's richtig gelehrt. Wenn es falsch ist, zerreißt es ihr die Ohren." — „So, so!" Da rief oben aus einem Fenster eine Stimme heraus. „Bu — bi," rief sie und das Bübchen kletterte von seinem Sitz herunter und lief ins Haus, ohne sich noch einmal nach dem Fräulein umzusehen. Das stand noch einen Augenblick tiefsinnig da und besah sich die leere Stelle. Der Zaun hatte ein Loch, heißt das, es waren zwei Lattenstücke oben abgebrochen, das gab eine Lücke, groß genug, daß so ein schlankes Bürschchen darin sitzen konnte wie in einem Sattel. Irgendwo schlug eine Uhr, da raffte sich das Fräulein zusammen und ging in eiligem Geschäftsschritt seines Weges.

Mehr war es nicht, das war das ganze Er-

eignis. Aber es wirkte dennoch so wunderlich nach, durch den ganzen Morgen hindurch.

Der Strumpfwarenreisende kam und Fräulein Keller sah mit dem Prinzipal seine Musterkoffer durch, wählte, bestellte, verhandelte über beliebte und unbeliebte Fabrikate, war ganz bei der Sache, wie man das an ihr gewöhnt war, und hatte dennoch etwas Heimliches im Herzen, ein Traumgefühl, ein Verlangen, irgend eine Frühlingssehnsucht, die ihr die Glieder schlaff und weich machte und das Herz klopfen ließ.

Als sie um zwölf Uhr nach Hause ging, stand das Büblein wartend vor dem Gartentor und sah die Straße hinunter. Es wallte etwas in ihr auf, denn sie meinte eine Sekunde lang, daß sie gemeint sei; aber das verwarf sie sogleich wieder und es war ja auch natürlich nicht der Fall.

Das Bübchen schoß aber einen glänzenden Strahl aus seinen blauen Augen nach ihr hin und sagte ganz von selber: „Ich warte auf meine Mutter. Sie bringt mir eine Schiefertafel mit um meine zwanzig Pfennig." — „So," sagte Fräulein Keller, „woher hast du denn zwanzig Pfennig?" Da erzählte das Bübchen, daß es das Geld von seinem Freund, dem Kutscher des

Herrn Doktors in der Seestraße, bekommen habe, damit es sich ein Abschiedsgeschenk dafür kaufe, und Fräulein Keller fragte ein wenig schüchtern: „Möchtest du auch Griffel zu der Tafel? Ich habe droben in meiner Stube noch drei, es sind blaue und silberne Papierchen drum. Wenn du sie willst, dann bringe ich sie dir morgen früh mit herunter." Sie sah das Bübchen erwartungsvoll und schier ängstlich an, denn wenn es nein sagte, dann wagte sie so etwas im Leben nicht mehr; es war so schon ungewöhnlich genug, es war ihr nur, als müsse sie etwas verschenken. Da nickte das Bübchen zustimmend und ein bißchen gnädig. Denn es wollte ja schon gern die Griffel haben, aber darum gab es noch keine Gunst her.

Um dieselbe Zeit kam um die Ecke von der Heidestraße her eine junge Frau in schwarzem Rock und weißer Bluse, die trug eine Ledermappe und schwenkte sie, als sie das Bübchen sah und rief wieder, wie am Morgen, „Bu — bi" mit einer Stimme, in der Singen und Jauchzen lag und Stolz und Trost. Da schoß der kleine Kerl davon wie ein Pfeil und jubelte: „Mutter!" und Fräulein Keller sah, wie er beim Springen das schlanke Fußwerk in die Luft

warf und wie die Frau den Buben in den Armen auffing. Dann trat sie ins Haus; es war ihr schier ums Weinen und sie stampfte mit dem Fuß auf, denn sie ärgerte sich über sich selbst.

Es vergingen ein paar Tage. Dann kam einmal ein Sonntagabend, an dem das blonde Bübchen mit dem Fräulein oben zum Giebelfenster hinaussah. Fräulein Keller war vom Spaziergang heimgekommen, den sie heute ausnahmsweise ganz allein gemacht hatte. Sie hatte schon auch Bekannte, aber es war ihr gar nicht ums Reden gewesen. Sie war zwischen jungen Saatfeldern hingegangen und hatte Lerchen aufsteigen und sich im Blau verlieren sehen und hatte noch ihr Singen vernommen, als sie schon verschwunden waren. Dann war sie durch ein hellgrünes Gehölz gekommen, hatte einen Strauß von Schlüsselblumen und Knabenkraut gepflückt und war singenden Mädchen begegnet, die Hand in Hand gingen, wohl fünf oder sechs nebeneinander. Auf einem Baumstamm waren junge Burschen gesessen am Waldrand und einer blies auf einem Tulpenblatt eine sehnsüchtige Melodie. Weiße Wolken zogen am Himmel dahin und flossen zusammen, um miteinander zu wandern,

und das Fräulein hatte, als es gegen Abend nach Hause kam, ein Verlangen nach irgend einer Gemeinschaft, in der es daheim sein könnte.

Da stand das Bübchen in einem weißen Anzug unter der Gartentür. Fräulein Keller hatte sich soeben besonnen, ob sie einen Kreis von Bekannten, den sie sicher war anzutreffen, aufsuchen solle. Aber sie entschloß sich anders. Denn es erschien ihr köstlich, das Bübchen eine Weile für sich zu haben und die Freundschaft war nun schon soweit gediehen, daß sie die Anfrage wagen konnte. Die Mutter erlaube es schon, sagte der kleine Kerl. Sie seien miteinander spazieren gewesen und jetzt müsse sie noch einen großen Brief schreiben. Sie müsse ihn nur anrufen können, das habe sie gesagt. Da versicherte Fräulein Keller, daß man von ihrem Fenster aus jeden Ton höre, denn sie hatte in den letzten Tagen manchmal die junge Frau, die Witwe und Klavierlehrerin war, ihr Bübchen rufen hören, immer in demselben Ton, der wie ein ganzes Lied voll Wonne und Schmerzen war.

Da saß nun das Bübchen auf dem Fenstersims und sah mit dem Fräulein über die Stadt hin. Sie zeigten einander die Aussicht, erkannten Türme und besonders hervorragende Dächer,

sahen einer Wolke nach, die aussah, wie ein Luftschiff und sich dann in einen riesigen Eisbären verwandelte und aßen einträchtig ein Stück Kuchen miteinander.

In Fräulein Kellers Herzen war ein wunderlich aufgerührtes Empfinden.

„Wenn du mein wärest, wenn du mein wärest," dachte sie an einem fort. Das war ihr sonst noch nie geschehen. Das war seit jenem seligdummen Traum. Sie hob das Bübchen vom Sims herunter und setzte sich mit ihm auf die Chaiselongue. Dort spielten sie Rotkäppchen und Wolf.

„Großmutter, warum hast du so große Augen?"

„Daß ich dich besser sehen kann."

„Großmutter, warum hast du so große Ohren?"

„Daß ich dich besser hören kann."

„Großmutter, warum hast du so ein entsetzlich großes Maul?"

„Daß ich dich besser fressen kann." Das letzte wurde mit einem furchtbaren Brummen begleitet und dann stürzte sich der Wolf auf das Rotkäppchen und fraß es auf. Das spielten sie abwechselnd und fürchteten sich sehr dabei. Da geschah es nach einiger Zeit, als die Stube schon ziemlich dämmerig wurde, daß der Wolf

das kleine Rotkäppchen im weißen Anzug auf einmal fest in die Arme schloß und auf das rote Mäulchen küßte und auch dann nicht losließ, sondern noch die hohe, weiße Stirn und die festen Backen suchte und mit durstigen Lippen küßte und küßte.

Das Rotkäppchen aber war auf einmal kein Rotkäppchen mehr, sondern ein strampelnder, verzweifelt und zornig um sich schlagender Bub, der seine feste, kleine Faust erhob und das Fräulein, das auch kein Wolf mehr war, ins Gesicht schlug und vom Sofa herunterstrebte mit aller Macht.

„Laß, laß," rief er, „das sollst du nicht; das soll bloß die Mutter. Du Böse, du Böse!"

Da ertönte unten die rufende Stimme: „Bu — bi!" Es war ein wenig Angst darin und ein wenig Ärger, weil das Bübchen nicht am Haus geblieben war, und der kleine Kerl lief davon, so schnell er konnte, und die Treppe hinunter.

In der Giebelstube wurde es langsam dunkel. Die Amsel hatte an ihrem alten Plätzchen in der Dachrinne gesungen, bis die Sonne hinunter war, noch ein Weilchen länger, bis die farbigen Teppiche hinten am Horizont, hinter denen sie

zur Ruhe gegangen war, weggenommen wurden, dann war sie verstummt. Die Sterne kamen herauf und sahen ins Zimmer und nach einer Weile flammte unten auf der Straße das elektrische Licht in der Laterne auf und warf auch einen matten Schein hier herein. Menschenschritte hallten auf dem Pflaster und gingen vorüber, Stimmen wurden laut, Lachen, lebhaftes Reden, einmal eine weinende Kinderstimme und eine tröstende männliche. Da trug wohl ein Vater sein müdes Kind das letzte Stück des Weges vollends auf der Achsel heim.

Es hätte sich verlohnt, auf dem breiten Fenstersims zu sitzen und Beobachtungen anzustellen. Drunten in der Stadt brannten tausend Lichter, die Berge rings herum lagen in dämmerndem Schweigen und da und dort hob sich auf den Höhen ein Haus oder ein Baum scharf umrissen hervor und grüßte still herüber.

Aber es war niemand am Fenster, der die Grüße des wachen Lebens entgegennahm, niemand, der sich von ihm gegrüßt wußte.

Vielleicht, wenn jemand mit schärferen Sinnen als die des gewöhnlichen Menschen hineingehorcht hätte, daß er dann ein Rufen vernommen hätte: „Was tu' ich mit mir? Was

fang' ich an mit Leib und Leben? Warum schufst du mich, du Großer, du Ferner?"

Aber es war niemand da und es war wohl auch besser so.

Spät erst in der Nacht ging der Rolladen am Giebelfenster herunter. Rings umher schlief alles schon längst. Morgen war Werktag, der wollte frische Kräfte.

* * *

In C. Ch. Weckerles Geschäft war Frühjahrsausverkauf. In den Schaufenstern prangten Plakate, die anzeigten, daß alle Kinderkonfektion mit zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent Rabatt verkauft werde. Das heißt, die Restbestände vom Winter und vom vorigen Jahr. „Um den Neuheiten Platz zu machen."

Es ging aus und ein mit Kunden und es war viel zu tun.

„Nicht wahr, bei Kindern sieht man nicht so auf das Neueste," sagte eine kinderreiche Oberlehrersfrau zur Frau eines Kollegen. Sie hatte drei Töchterchen bei sich, die alle drei gleiche Kleidchen bekommen sollten und sah sich nach dem hübschen, blonden Fräulein um, das es so gut mit den Kindern verstand: „Können Sie

mich vielleicht bedienen?" — „Ja, ja, gleich," sagte das Fräulein, „ich bitte um einen kleinen Augenblick Geduld." Sie kniete eben vor einem kleinen Menschen, dem sie einen roten Mantel zuknöpfte. „Herzig sieht er aus," sagte sie zur Mutter, die daneben stand. Dann kam die Oberlehrersfrau dran. Es gab gerade noch drei blau und weiß karierte, die waren fast wie geschenkt, solch vorzüglicher Stoff und so hübsche breite Spitzenkragen darauf. Die Mutter war entzückt, sowohl über den billigen Preis als auch über das liebenswürdige Fräulein, das sie bediente, aber am meisten ja freilich über ihre drei Töchterlein, die aussahen wie Schulrats- oder Ministerskinder in den neuen Anzügen. Sie durften sie gleich anbehalten und auf dem Heimweg sagte die Kollegenfrau zu ihr: „Ja, ja, man sieht wohl, daß der Herr Vater mit dem Geldbeutel dahinter steht, ohne Zuschuß kann unsereins das nicht machen."

Das war fast noch das Angenehmste von allem, denn wer wollte nicht gern für ein bißchen wohlhabend gelten?

Fräulein Keller wachte über dem Ganzen, aber sie war in letzter Zeit nicht so besonders beliebt. Die jüngeren Fräulein fürchteten sie

ein wenig. Sie nahm es überaus genau mit allem und hatte dabei ein bißchen etwas Scharfes im Ton und Wesen. Besonders die hübsche Blonde, die einen Schatz hatte, mit dem sie abends ausging, und die nicht viel von Pünktlichkeit wußte, aber dafür so lustig lachen und so freundlich schwatzen konnte, bekam nicht zu selten einen Wischer. Aber sie nahm ihn nicht so schwer. Du liebe Zeit, wenn man jung war und nett aussah!

Heute erlebte sie einen Triumph. Als sie neben dem Privatkontor von Herrn C. Ch. Weckerle auf einer Leiter stand, um aus den Vorräten, die hoch oben aufgestapelt waren, etwas auszusuchen, hörte sie die Stimme des Herrn, der mit jemand redete. „Wir sind ja sehr zufrieden mit Ihren Leistungen," sagte er, „sehr, das wissen Sie. Aber Sie sind so ein bißchen sehr kurz und schroff, besonders auch in der Kinderabteilung. Wenn Damen mit Kindern kommen, gehört entschieden etwas von Liebenswürdigkeit dazu. So hie und da ein Späßchen, und dann ein wenig Entgegenkommen bei den Kindern, das macht sich gut. Sehen Sie Fräulein Hilda an, die kann das vorzüglich." Fräulein Hilda hielt sich mäuschenstill auf ihrer Leiter, als gleich

darauf Fräulein Keller sehr aufrecht und mit zugeschlossenem Gesicht herauskam. Sie kicherte in sich hinein. Das geschah ihr recht, der Ordnungsfurie. Den Namen hatte sie ihr aufgetrieben, aber sie selbst war ja freilich das Gegenteil. Als sie in den Laden herauskam, war eine junge Frau mit einem blonden Bübchen im roten Sweater da und Fräulein Keller hatte einen Haufen Bubenhüte auf dem Tisch ausgebreitet und probierte einen um den andern auf den hellen Kopf mit dem steilen Haarbusch und der hohen, weißen Stirn. Man sah ihr nichts Besonderes an, sie hatte sich gut in der Gewalt, das mußte die hübsche Blonde zugeben.

Der kleine Bursche war aber ungeberdig. „Du sollst es tun, Mutter, nicht sie." — „Aber Bubi, sei nicht unartig," ermahnte ihn die junge Frau, tat ihm aber trotzdem den Willen. „Sie müssen entschuldigen, Fräulein," sagte sie lächelnd, „er ist noch ein bißchen dumm. Er ist so ganz an mich gewöhnt, wir haben nur einander."

„O bitte, bitte," sagte das Fräulein und lächelte auch.

Es war nie ein sonniger Frühlingsmorgen gewesen und nie ein dämmeriger Sonntagabend. Sie hatten einander noch nie gesehen.

Das Bübchen steckte die Hände in die Hosentaschen und zeigte seine weißen Zähne, als es vor dem Spiegel stand und den braunen Lederhut auf seinem blonden Schopf besah.

„Sag' auch danke schön, Bubi, das Fräulein hat sich soviel Mühe gegeben," sagte die Mutter. „Danke schön," sagte Bubi, als sie miteinander den Laden verließen. — „O bitte, nichts zu danken," sagte das Fräulein und lächelte immer noch. Herr C. Ch. Weckerle stand im Hintergrund und sah beifällig zu.

Sie machte die Tür auf und ließ die beiden hinaus und eines Augenblicks Länge ließ sie sie offen und ließ den Blick hinausgehen. Schwalben schwirrten mit Geschrei vorbei, Kinder ließen ihre Kreisel tanzen, auf den Stockbrettern blühte der erste sonnige Flor. Irgendwo weit hinten ging der Frühling vorbei. Im Laden wartete die Kundschaft. „Womit kann ich dienen?" fragte das Fräulein denjenigen, der vorne stand, und lächelte immer noch.

Das alte Klavier

Der Hirschwirt von Aufhausen hat ein Klavier gekauft. Gern hat er's nicht getan, denn erstens kostet es Geld, und zweitens nimmt es den Platz weg im Nebenzimmer, das ohnehin nicht groß ist. Aber was will man machen? Wenn die Stadtleut' heraufkommen auf den Berg, dann fällt's ihnen auf einmal ein, daß sie tanzen wollen, und dazu brauchen sie ein Klavier. Die Aufhausener brauchen keins. Wenn's ihnen in den Füßen juckt und es fragt einer: „Wollen wir eins?" dann zieht sicher ein anderer eine Mundharmonika aus der Tasche und fängt an zu blasen, oder im Notfall pfeift einer auch nur. Da braucht's nicht viel. Aber die Stadtleut' sind nun einmal so. Im Löwen und im Engel ist ohnehin auch eins, und der Hirsch ist sowieso immer hinterdrein. Also hat der Hirschwirt in den sauren Apfel beißen müssen und hat ein Klavier gekauft. In Geislingen ist eins zu haben. „Ein gebrauchtes, wohlerhaltenes Tafelklavier um billigen Preis," ist in der Zeitung gestanden. Eine Base seiner Frau hat den Kauf vermittelt und hat auch den Preis von achtzig auf siebzig Mark herabgehan-

delt. Und nun fährt er in die Stadt mit zwei Gäulen und seinem Leiterwagen und will es holen.

Es gehört einer alten Jungfer, einer Näherin, die in einer Giebelstube beim Bäcker Hintenlang wohnt. Früher hat sie in den Bürgerhäusern genäht, jetzt hat sie die Herzwassersucht und wartet aufs Sterben. „Da braucht sie kein Klavier dazu," sagt die Base, als der Vetter mit der Peitsche knallend an ihrem Haus anhält und unter anderem wissen will, wieso denn die Jungfer Kenngott ihr Instrument hergebe. Ob es vielleicht recht miserabel sei? Um siebzig Mark, das müsse er sagen, dürfe es wohl gut sein. Er ist gar vorsichtig, der Hirschwirt; er ist ein rechter Geschäftsmann. Das freilich, das beruhigt ihn, daß die Jungfer Kenngott das Klavier „sterbenshalber" hergibt. „He he he," er lacht sogar ein bißchen, „da braucht sie freilich keins dazu. Sterben, das kann eins ohne Musik."

Darüber gehen nun allerdings die Ansichten auseinander, aber davon weiß der Hirschwirt nichts.

Die Jungfer Kenngott einmal, die denkt schon nicht ganz so. Die Sache ist nur so, daß sie

nicht mehr in ihrem engen Kämmerchen schlafen kann, in das nur grad das Bett hineingeht. Der Doktor hat schon lang gesagt, sie soll das Bett in die Stube stellen, schon weil da mehr Luft zum Atmen ist. Die Herzwassersucht, das ist ein enges Tor zur Freiheit, man meint oft, es sei schier gar zu eng. Alle Luft von den Albbergen her sollte man haben zum Atmen und hat doch so wenig.

Und darum, weil das Bett, das große, breite Bett, das eigentlich ein zweischläfriges ist, in die Stube soll, darum muß das Klavier hinaus. Für beide ist nicht Platz darin. Sonst wär's ihr nicht um die siebzig Mark gewesen, es hätte auch ohne sie vollends zum Sterben und Begrabenwerden gereicht, und sie hätte das Klavier gern behalten bis zuletzt. Es stand so vertraut und altbekannt da bisher; sie kannte es so gut von innen und außen. Aber nun soll es abgeholt werden. Es wird doch recht fremd aussehen da in der Stube, wenn es nicht mehr da ist. Sie wird sich nicht leicht daran gewöhnen, daß es fehlt. Obgleich, sie hat ja selber einen Auszug vor; sie wird nicht viel Zeit haben, sich damit abzufinden und auch nicht, es zu vermissen. Es ist nur merkwürdig bei den Menschen:

sie glauben es doch immer noch in einiger Ferne, das Vergehen, das Fortmüssen. Sie weiß es gut, daß es kommt, die Jungfer Kenngott. Alle sagen es, die zu ihr kommen. „Jetzt treiben Sie's nicht mehr lang, das sieht man," sagen sie tröstlich. „Wenn eins einmal so geschwollen ist." Aber so ganz nah, denkt sie, wird's doch nicht sein. Es ist ja auch immer noch etwas Schönes da, es ist noch nicht lauter Qual, das Dasein. Die Berge grüßen in ihr hochgelegenes Stübchen herein, die Berge der schwäbischen Alb, morgens in weißen, wogenden Schleiern, abends in sanfter, klarer Bläue. Hier und da fliegt ein Vogel auf den Fenstersims und zwitschert einen Gruß vom Leben. Da nickt sie ihm zu: „Ja, eigentlich bin ich noch ganz gern da. Wenn es ein bißchen leichter ginge mit dem Atmen, dann würde es mir eigentlich nicht eilen mit dem Fortgehen. Man ist nun doch so gewöhnt, daß man da ist. Das Neue, Fremde, das da draußen wartet vor den Toren des Lebens, das ist so unbekannt. Aber am schlimmsten ist doch der Gedanke an das, was vorher noch auf einen warten mag. Die letzten Tage, die sollen ja am bösesten sein." Da graut ihr doch manchmal, wenn sie daran denkt.

Ob sie wohl nicht mehr ohne Hilfe bis zum Klavier hinüberkommt? Sie hat es von den Eltern ererbt und diese von den Großeltern. Es ist ein altes, ausgespieltes Ding. Aber es ist ihr, wenn sie den Deckel höbe und die schwarzen und weißen Tasten zu sich reden ließe, so würde ihr leichter. Die schweren, geschwollenen Glieder wollen nicht, und dann braucht es auch so viel Atem, ein paar Schritte zu machen. Aber sie überredet den einen Fuß und dann den anderen, es doch zu wagen, sie können ja später lange ausruhen. Und da gelingt es auch. Eine Künstlerin ist sie ja natürlich nie gewesen. Der Großvater, der ein Schullehrer war droben auf der Alb, hat einst des Kindes kleine Finger über die Tasten geleitet und sie ein paar Liedchen zu spielen gelehrt. Und später ist dann noch dies und das dazu gekommen, wie es das Leben brachte.

Hört, nun spielt sie mit ihren steifen, verdickten Fingern eine der Melodien aus der Kindheit. Ist das nicht: „Guter Mond, du gehst so stille?" — ja, und dann folgt: „Des Sommers letzte Rose." Die schlaffen, welken Züge der Jungfer beleben sich, während sie spielt. Ach, wie lang hat sie keine Musik mehr

gehabt. Und dies ist doch Musik. Sie hört nicht, daß die dünnen Saiten zirpen und die alten ausgespielten Tasten klappern beim Niederfallen, sie denkt auch nicht daran, daß sie kümmerlich genug spielt. Ach nein, diese Melodien tragen Jugend und Heimat und frische Luft auf ihren Flügeln, sie klingen voll und stark und weich. Sie trösten das einsame Menschenkind: du bist nicht allein, wir sind alle bei dir, Vater und Mutter und Geschwister.

Da lächelt Jungfer Kenngott vor sich hin, als ob sie ein Geheimnis wüßte. Es sind auch noch andere da, außer den Eltern und Geschwistern. Und schon spielt sie einen Walzer mit zitternden Händen. Wie ihr dabei das Herz klopft. Laut und hart klopft es. Einen Augenblick meint sie, es habe jemand an der Tür geklopft, und sie ruft: herein. Aber es sind nur die Genossen ihrer Jugend um sie herum, und sie tanzen auf der Wiese hinter dem Schulhaus. Sie ist jung und schlank und atmet leicht, ganz leicht, als ob sie ohne alle Schwere wäre, und von drinnen heraus fließen die Walzertöne. Dann sitzt sie selbst am Klavier und spielt, während die anderen tanzen. Sie kann nur gerade diesen einen Walzer, aber das

ist auch genug, denn man wird nicht müde, darauf zu tanzen. „Feenreigen" heißt er. Da läßt sich ja denken, wie leicht und graziös er ist.

Ach, was ist doch das für ein Klavier. Es zaubert alles Versunkene herauf und in die Stube herein. Und nun spielt sie ihr Glanz- und Bravourstück, das eine, um dessentwillen sie so viel bewundert worden ist und das von Liebe und Wärme und Rührung überfließen macht. Es ist ein Potpourri aus der Oper „Martha", der einzigen, die sie jemals gehört hat. Die Finger wollen nicht mehr recht, sie sind ja müde und auch zu ungelenk. Aber sie müssen doch. Noch ist Jungfer Kenngott Herrin über sie, sie muß das noch hören: „Ach so fromm, ach so traut." Denn es ist ihr, als treibe das ihr altes Herz zu neuem Takt an; es ist ihr, als blättere sie ein Bilderbuch durch, das ihr ganzes Leben enthalte. Wie oft hat sie das Stück den Kindern ihrer Wirtsleute vorgespielt und den Mägden, die zu ihr kamen und Wäsche genäht haben wollten. Dann hat sie ihnen von den Tagen erzählt, in denen sie das Stück gelernt hat bei einem jungen Provisor droben im Heimatort, und die Mädchen hörten zu und trällerten die Melodien nach. Aber sieh, ist er

nun nicht selber im Zimmer, jener Lehrer? „So ist es gut," sagt er, „nun kannst du es lassen." — „Aber es kommt noch so vieles nach," sagt sie mit Mühe, denn sie ist so sonderbar müde geworden. „Ach, laß nur," sagt er freundlich, „setze dich nur hin und ruhe aus, ich spiele dir das andere vollends."

Ja, das ist auch wohl das beste, denn sie kann wirklich nicht mehr. Es ist auch ein zu weiter Weg vom Klavier zu dem Großvaterstuhl hinüber, es ist wohl besser, sie bleibt gerade auf dem Holzstuhl vor dem Klavier sitzen und läßt den Kopf ein wenig auf die Brust herabhängen zum Ausruhen. Und inzwischen strömen neue Melodien aus dem Klavier.

Da sind plötzlich ein paar schrille, scharfe Töne dazwischen, daß Jungfer Kenngott aufschrickt und mit der Hand nach dem Herzen greift.

„Ach nein, das mußt du nicht spielen," sagt sie. „Das liegt nun alles so weit da hinten, das wollen wir nicht noch einmal heraufholen. All das Böse und das Traurige." — Aber es ist auch nun schon vorbei, es gleitet alles in raschem Zuge durch die Stube und durch den müden, gesenkten Kopf und zum offenen Fenster

hinaus. Da mag es sich mit all dem vielen Vergangenen umsehen, das der Zeitstrom auf seinen Wellen davonträgt von aller Menschen Leben her. Ist es ein Luftzug vom Fenster her, oder streicht wirklich jemand sacht über den braun und grau gemischten Scheitel? „Ach nein," sagt Jungfer Kenngott verschämt und duckt sich ein wenig, denn sie ist das Streicheln nicht gewohnt. Aber da merkt sie plötzlich, daß die rauhe und etwas harte Hand, die dennoch so gut ist, der Mutter gehört und meint einen Augenblick, ein Kind zu sein, und zu Bett gebracht zu werden, schon weil sie deutlich hört, daß jemand spielt: „Müde bin ich, geh' zur Ruh', schließ die müden Augen zu."

Es sitzt ein Spatz auf dem Fenstersims und äugelt nach ein paar Brosamen hin, die auf dem Tischchen gleich neben dem Fenster verkrümelt sind. Ob er sich getraut, sie zu holen? Es ist alles ganz still in der Stube. Dort sitzt zwar ein Mensch, aber er rührt sich nicht. Am Ende ist es schon zu wagen. Er wagt es auch und trippelt ganz frech hin und her; wer weiß, vielleicht gehört die Stube den Spatzen, wie draußen die ganze Welt? Aber plötzlich schrickt er auf und flattert mit lautem Geschrei auf und

zum Fenster hinaus. Denn draußen vor der Tür geht ein Gepolter los wie von schweren Tritten, und gleich darauf geht die Tür auf, und der Hirschwirt von Aufhausen kommt herein und hinter ihm noch zwei Männer und eine dicke Frau. Da fliegt der Spatz mit Schimpfen davon.

„Sie schläft,“ sagt die Bäckerfrau. „Und so im Sitzen und am Klavier. Und vorhin hat sie noch gespielt und sogar einen Walzer und so Sachen. Ich sag', wenn man so weit draußen ist, soll man keine so leichtsinnigen Dinger mehr spielen. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Das wäre das Rechte. Auf, Jungfer Kenngott, man will — —.“ Aber da verstummt sie, denn sie spürt's wohl beim Anrühren: das, was hier sitzt, ist einmal die Jungfer Kenngott gewesen, das wacht hier drinnen nicht mehr auf. „Behüt uns Gott,“ sagt der Hirschwirt und kratzt sich hinter dem Ohr, denn er ist ein bißchen abergläubisch, und es gefällt ihm nicht, daß sie grad an seinem Klavier gestorben ist. Das bringt ihm kaum ein Glück ins Haus. Er klimpert ein paar Takte darauf. „O du lieber Augustin,“ das kann er, das allein. Und er muß doch probieren dürfen, ob das Klavier

brauchbar ist, um siebzig Mark, man denke. Die Bäckerfrau spielt sich auf die Kennerin auf. „Für eine Wirtsstub' tut sich's schon noch," sagt sie; „es ist ein bißchen ‚schätterich', aber das merkt man nicht, wenn man darauf tanzen will."

Drinnen aber in der Kammer — es ist jetzt Luft genug dort drinnen — lächelt währenddem das stille Gesicht der alten Jungfer, die sie mit vereinten Kräften auf das breite Bett gelegt haben. Geheimnisvoll lächelt es und wie im Triumph. Ist es, weil die da draußen das Klavier nicht zu spielen verstehen, so, daß es seinen schönsten Wohllaut hergibt?

Oder wer weiß warum?

Leute, die durch das enge Tor in die Freiheit gegangen sind, fragt man umsonst, was sie noch zu lächeln haben.

„Brr — öha," sagt der Hirschwirt von Aufhausen, und läßt seine Gäule ein wenig verschnaufen nach dem steilen Stich, den sie soeben mit dem schweren Wagen erstiegen haben. Aber er dreht fast erschrocken den Kopf nach dem alten Klavier hin. Es hat beim Anhalten so seltsam darin geklungen.

Ist ein Luftzug hindurchgegangen? Oder hat

eine vorbeireisende Seele noch einmal, zum letztenmal, die Saiten zum Erzittern gebracht? Was weiß der Hirschwirt?

„Hüo!“ Die Peitsche knallt kräftig durch die Luft.

„Wer weiß, auf der Auktion hätt' ich's um fünfzig bekommen.“

Vetter Engelbrecht

Es war ein rechtes Weihnachtshaus. Das war es schon seit ein paar Tagen. Es bereitete sich auf das Fest, das im Anrücken war, wie eine Braut auf die Hochzeit. Zuerst war ein großes Putzen und Fegen gewesen, von oben herunter bis auf die breite Steinstaffel hinaus; dann waren die Fenster drangekommen, daß sie spiegelklar auf den Marktplatz hinuntergrüßen konnten, und daß man die gestickten Punkte in den lichten Vorhängen, die daran herniederwallten, von unten her zählen konnte. Darnach fing es in dem Haus an, ganz herrlich zu duften. Es war eine Mischung, dieser Duft. Es roch nach Harz und Tannennadeln, nach Honiglebkuchen und schließlich auch nach Kaffeegebäck verschiedenster Sorten, nach Heringssalat und seit heute auch nach einem großen Braten, obgleich die Küchentür ja eigentlich immer geschlossen bleiben sollte. So oft sie auf und zu ging, kam ein Strom von Düften heraus, die eigentlich noch verfrüht waren, denn sie galten dem folgenden Tag, nicht dem heutigen. Es war so Sitte im Haus, daß man möglichst viel im Voraus zurichtete, man war förmlich

erfinderisch darin, die Arbeit von den Festtagen weg auf die Werktage zu schieben, an denen es ohnehin tüchtig zu schaffen gab, so daß es fast in einem hin ging. Wie gesagt, es war ein rechtes Weihnachtshaus, und man verstand sich zu freuen darin. Drunten in der Schreibstube saßen die Lehrlinge auf ihren hohen Sitzböcken und zogen den Duft durch die Nase ein, der zwischen dem Öffnen und Schließen der Türen da hereinkam. Und dann sahen sie einander an und lachten, ohne eigentlich zu wissen warum, nur weil Weihnachten war. Der grauhaarige Buchhalter stand vor seinem Pult und siegelte kleine Geldpäckchen ein, die er mit Überschriften versah, und das war nicht ein Geldzählen wie sonst, an gewöhnlichen Werktagen, sondern die Gold- und Silberstücke klirrten so lustig gegeneinander, daß auch ein Uneingeweihter hätte merken können, es sei ihnen eine Ehre und ein Vergnügen, eingewickelt und überschrieben zu werden. Herrn Bätzners Feder, die sonst etwas befehlhaberisch Kratzendes hatte (der ganze Mann hatte es an gewöhnlichen Tagen, nicht heute), spazierte so fröhlich in seinem Kontobuch herum, als ob sie ein Liebesgedicht aufzuschreiben hätte, was, wie jedermann

wußte, einer Feder in Herrn Bätzners Händen streng untersagt war. Das innere Comptoir war leer, oder wenigstens wurde es immer nur auf Augenblicke besucht, wenn Herr Immermann, der Chef, aus dem Oberstock herunter kam, um irgend etwas Vergessenes zu holen. Er kam dann mit einem so heiteren Gesicht durch die Schreibstube gegangen, — und mit so raschen, federnden Schritten, daß man sich wohl hätte besinnen mögen, was ihm so besonders Vergnügliches über den Weg gelaufen sei, wenn nicht eben Weihnachten gewesen wäre und wenn das in diesem Haus nicht genügt hätte zur Erklärung für alle heiteren Gesichter. — Deren gab es im oberen Stock noch viel mehr. Zwei davon waren in der Küche. Sie gehörten der alten Köchin Walburga, die schon länger im Hause war, als sonst ein Mensch, Herrn Immermann ausgenommen, und dem kleinen Hilfsmägdlein Babette, das von allen Babettle genannt wurde. Walburga war eigentlich nicht die heiterste Art von Menschen, sie hatte eher etwas Grämliches in ihrem Wesen; aber dieses Grämliche kam nicht auf, es wurde von der allgemeinen Fröhlichkeit unterdrückt, so daß es höchstens unter der Asche ein wenig fortglosten

konnte, und auch das war nicht sicher. Bei dem Babettle dagegen war es sicher, daß alles Fröhliche bis auf den Grund ging. Das sagten alle messingnen Türgriffe, die es geputzt hatte, und die alte kupferne Teemaschine auf dem Tischchen im Vorzimmer und die dicke Messingstange, die rings um den Herd herumlief. Sie wetteiferten alle miteinander in einem lustigen Glänzen, das nur von Babettles lustigem Gesicht übertroffen wurde.

Aber was war die Heiterkeit der Schreibstube und der Küche gegen die der Kinderstube und des Saals? Sie war nur ein schwacher Abglanz von ihr, ein letzter Ausläufer sozusagen. Das heißt, wenn ich Kinderstube sagte, so geschah das aus einer alten Gewohnheit heraus, weil Kinder des Hauses eben immer Kinder des Hauses bleiben, auch wenn sie junge Fräulein geworden sind und wenn sie als hochaufgeschossene Studenten nach Hause kommen und ihre ungefügen, langen Beine unter den Tisch strecken, an dem sie einst auf hohen Kinderstühlchen saßen und Milch aus Emailbechern tranken. Übrigens war der jüngste erst zwölfjährig, ein recht dünner, langer Schlacks „mit lappigen Gliedern wie ein junger Jagdhund“,

sagte der Älteste, Viktor, der einen frischen Schmiß im Gesicht hatte und dem der Schnurrbart fröhlich keimte. (Leider war er nur ganz klein, der Schmiß nämlich, man mußte fast auf ihn aufmerksam gemacht werden.) Zwischen diesen Beiden, dem Ältesten und dem Jüngsten, gab es noch drei Geschwister, einen Bruder und zwei Schwestern. Sie saßen jetzt, zu dieser Vormittagsstunde zwischen zehn und elf Uhr alle an dem langen Tisch mit dem Wachstuchbezug bei einem ordentlichen Frühstück, und es ging nicht gerade still dabei zu. Geöffnete Koffer standen umher, Mützen und Mäntel lagen noch da und dort, denn zwei von ihnen, eben der Student Viktor und die älteste Tochter Ursel, waren erst vor einer halben Stunde heimgekommen, und niemand dachte jetzt an Aufräumen und dergleichen. Sie hatten einander so viel zu erzählen, daß nichts anderes dagegen aufkommen konnte. Eines war noch schöner als das Erzählen, das war Viktors Lachen. Sie waren alle einig, daß kein anderer Mensch so lachen könnte. Es war, als ob das ganze Haus sich nach diesem Lachen gesehnt hätte. Die Bilder der Vorfahren an den Wänden sahen mit erwartungsvollen Gesichtern herunter, um

sogleich mitzulachen, wenn es anginge, das Klavier stand offen und war bereit, den fröhlichen Ton zurückzugeben, und alle Wände, Gänge und Treppen des Hauses waren in der richtigen Verfassung, ihn weiterhallen zu lassen. Das war nun auch schon im schönsten Gang. Nicht, als ob die andern nicht mitgelacht hätten, so ist das nicht zu verstehen. Aber sie waren der Chor, der einfiel, wenn Viktor anfing. Worüber gelacht wurde, das war nicht das Wichtigste an der Sache, daß und wie es geschah, das war das Schönste. Vater und Mutter sahen einander von Zeit zu Zeit kopfnickend an. Es war ja wohl nicht nötig, sich ernstliche Sorgen um Viktor zu machen, nun er da draußen war in der Welt, wenn er sein schönes, kindliches, lauteres, herzliches Lachen so heil und unbeschädigt mit sich zurückgebracht hatte. Es war wie ein Examen, das er mit Ia. bestand. Die Mutter besonders atmete immer leichter auf. Sie hatte sich doch einige Sorgen gemacht, das mußte sie sich nun gestehen. Aber wenn es so war, — ja da brach es schon wieder los, so unbezwinglich ansteckend, daß sie sich auf einen Stuhl setzen und mitlachen mußte, obgleich sie nicht wußte, warum. Sie hatte eigentlich drin-

nen im Saal zu tun, und wenn es recht zugegangen wäre, so hätte der Vater gleichfalls keine Zeit gehabt, mit den Händen auf dem Rücken am Fenster zu stehen und den Tisch zu übersehen. Du liebste Güte, was gab es noch zu tun, ehe es Abend wurde! Es war noch eine Bescherung für allerlei Schützlinge des Hauses vorzubereiten, die immer vor derjenigen der Familie vor sich ging. Denn das wird ja niemand einem so herzlichen Hause zutrauen, daß es nur an sich und die Allernächsten denkt. Nein, es sollen sich noch manche mitwärmen an dem Sonnenschein, der darin umging. Das war von jeher so gewesen und sollte immer so sein. Sie hatten hier im Hause gar nicht das Zeug, mildtätig oder barmherzig oder so etwas zu sein, sie hatten alle die alten Frauen, denen sie bescherten, geradezu gern, sie waren eigentlich befreundet mit ihnen. Wenn man nur an Frau Knorp dachte, die mit ihren fünf Buben kam, und der es immer, wenn man sie fragte, „Danke, erträglich" ging. Und an so manche andere. Sie freuten sich immer alle auf diese Bescherung, ich meine die Kinder des Hauses. Sie sangen dann ein Lied mit ihren frischen jungen Stimmen, und sie gingen dazwischen

herum, wenn die Pakete aufgemacht wurden und ließen sich von alten Augen bestaunen, daß sie so gewachsen seien, und ließen sich geduldig von alten, zitternden Händen ein bißchen betasten und streicheln.

Ja, dafür gab es aber noch tüchtig zu tun. An die Hilfe der Jugend war dabei nicht recht zu denken, das wußte die Mutter schon. Die Kinder hatten ja alle noch ihre eigenen Geheimnisse, denen sie nachgehen mußten. Ja, eigentlich, wenn man es recht betrachtete: die Mutter wünschte nicht einmal, daß sie in den Saal hereinkamen, eh' es Zeit war. Sie sah die großen Söhne und Töchter immer noch als die kleinen Kinder vor sich, die mit dem Weihnachtsaufbau nichts zu tun haben sollten. Mochten sie nur recht fröhlich sein, so recht von Herzen, dann wollte sich die Mutter, so rund und dick sie auch im Lauf der Jahre geworden war, dort drinnen schon tummeln und allein fertig werden: die heiteren Stimmen, die hereinschallten, waren ihr Hilfe genug.

„Mutter, halt, ich muß dir noch etwas sagen.“ Viktor erwischte sie eben noch an einem Zipfel ihres Kleides, als sie die Saaltür hinter sich zumachen wollte. Da kehrte sie noch einmal

um. Wie groß er war! er überragte sie um Kopfeslänge. „Ich habe nämlich den Goltz eingeladen, die Feiertage bei uns zuzubringen. Ich dachte, ihr werdet nichts dagegen haben, da er ja mein Freund ist und da seine Heimat für ihn unerreichbar ist. Es ist solch ein netter Kerl, nicht, Ursel?" Ursel nickte lebhaft. Sie war jetzt eben ein paar Wochen mit in Heidelberg gewesen, wo Viktor studierte und hatte seine sämtlichen Freunde kennen gelernt. „Das will ich meinen, Mutter. Es muß lebhaft zugehen, wo er ist, er ist voller Einfälle, und alles muß sogleich ausgeführt werden, was ihm durch den Kopf geht." Das war nicht ohne weiteres eine Empfehlung in der Mutter Augen; sie hätte auch am liebsten die Kinder für sich gehabt, besonders heute Abend. Aber was war da zu wollen? es ging doch allem vor, daß sie sich so recht wohl fühlten zu Hause, und daß sie sahen, man nehme an allem Anteil, was sie betraf, also auch an ihren Freundeh. „Natürlich soll er kommen," sagte die Mutter. „Wo ist er denn?" „O, er ist schon hier, wir haben ausgemacht, daß ich zuerst allein heimgehe und ihn anmelde. Er ist so fein in solchen Sachen." „Ja, dann geh du und hol ihn!"

Damit wollte die Mutter nun endlich an ihre Arbeit entkommen. Aber jetzt kam der Postbote und brachte einen Haufen Pakete, die nur von ihr selbst in Empfang genommen werden konnten. Es gab ein großes Kopf-an-Kopf-drängen darum herum, jedes wollte sehen, wie die Poststempel und die Absender hießen und womöglich ein bißchen anfühlen, was wohl darin sei.

In all dem Tumult konnte der Vater ungestört einen Brief lesen, der an ihn gerichtet war und der ihm ein leises Kopfschütteln verursachte. Die Mutter fand einen Augenblick Zeit, nach ihm hinzusehen, und gleich wußte sie auch, daß etwas nicht gerade Angenehmes in dem Brief stehen mußte. Sie sah noch einmal hinüber, da wußte sie es noch sicherer. Der Vater runzelte die Stirn ein klein wenig, aber er war mehr verlegen, als ärgerlich, das stellte sie sogleich fest. „Was ist es?" „Lies," sagte er. Helene, die zweite Tochter, hatte schon den Umschlag in der Hand. Sie war ein etwas kecker Backfisch mit krausem Haar. „O je, von Vetter Engelbrecht" sagte sie zu den andern. Es ist immerhin besser, daß er schreibt, als daß er kommt. Wenn ich mir vorstelle —" „Er schreibt, daß er komme, er" — der Vater zog

die Uhr, „er muß bald kommen. In drei Stunden kann er hier sein."

Es war gar nicht die Gewohnheit des herzlichen Hauses, daß es verstummte, durch die Zähne pfiff, an den Fingernägeln nagte und dergleichen, wenn sich ein Gast ankündigte. Es war ein so gastfreies Haus, als es nur sein konnte. Davon wußte mancher ein Wort zu sagen, dem es schon darin wohl gewesen war. Aber nun war eine Wolke über die Sonne gegangen, das konnte man deutlich sehen. Babette kam ins Zimmer, um ein Brett voll Gläser auf den Anrichtetisch zu tragen, und in der Hoffnung, wieder ein paar Augen voll Sonnenschein einzufangen und in die Küche mit hinauszunehmen. „Aber," sagte sie nachher draußen zu Walburga, „es ist ihnen etwas über die Leber gekrochen, sie stehen herum, wie die Gänse, wenn's donnert." Walburga verwies ihr natürlich solche unpassenden Redensarten über die Herrschaft; indessen merkte sie bald, daß es tatsächlich nicht viel anders war.

Ja, Vetter Engelbrecht lag auf den Gemütern, er warf seinen Schatten weit voraus. Er versalzte die Suppe in der Küche schon und brachte zu viel Essig an den Salat; er machte, daß der

Primaner Max seinen Stuhl auf Ursels Kleid stellte, daß es, krach, einen Riß bekam. Er ließ den Freund Viktors, den Studiosus Goltz, in einem wenig günstigen Licht, nämlich ein wenig burschikos, ein bißchen reichlich burschikos sogar, erscheinen; er machte den Vater aufmerksam auf verschiedene Untugenden seiner Kinder, und die Mutter auf die Reizbarkeit des Vaters.

Er stand wie ein langer Gedankenstrich hinter jeder Freude auf heute Abend und auf morgen und übermorgen.

Man sah ihn geradezu schon aufs Haus zugehen in seinem langen schwarzen Rock, mit dem steifen Hut auf dem Kopf und mit der schwarzen Ledertasche in der Hand, aus der etwas Steifes, Ungemütliches, Kühles aufstieg. Man sah ihn mit seinem ausgestreckten Zeigefinger nach etwas hindeuten, einem Bild, einem Buch, einer hübschen Schleife, einer kleinen Brosche, die auf dem Weihnachtstisch lag, und hörte ihn sagen, daß so viel Armut auf Erden sei, und daß die Mission nicht ihren Aufgaben nachkommen könne, während in der Christenheit Luxus getrieben werde. Gleich hatten die Gaben etwas von dem Liebeszauber verloren, der auf

allem ruht, was von den weißen Wachskerzen des Christbaums beschienen wird.

Viktor fand zuerst Worte. „Da kann ich ja dann gleich hingehen und dem Goltz sagen, daß er anderswo, meinetwegen im Kaiserhof, Weihnachten feiern möge. Denn er und Vetter Engelbrecht, nein, das geht nicht zusammen.“ Er stellte sich ans Fenster und trommelte auf die Scheiben. Er konnte, so sonnig er war, doch auch recht übler Laune sein, der Herr Viktor.

Und die anderen sagten es nun auch. „Nein, das geht nicht zusammen.“ Und dann redeten sie von früheren Gelegenheiten, bei denen sie Vetter Engelbrecht als Freudenstörer empfunden hatten.

„Wißt ihr noch, als wir auf dem Speicher tanzten?“

Ja, sie wußten es noch. Die Mutter wußte es auch noch, obgleich sie kein Wort dazu sagte. Sie hatten jugendliche Gäste gehabt, und sie hatten sich lange mit allerlei Gesellschaftsspielen unterhalten, bis auf einmal eines von ihnen sagte: „Wißt ihr was? es ist Vollmond und oben auf dem Speicher ist es taghell. Wir gehen noch hinauf und tanzen ein bißchen.“ Einige der Jüngsten hatten es noch nicht gelernt.

Aber was schadete das? denn jetzt sollten sie es gerade lernen. Sie hatten eine Mundharmonika, die gab die Musik her, und dann tanzten sie und sangen dazu und waren aus der Maßen vergnügt. Der Vater hatte ein bißchen den Kopf geschüttelt. Er kam aus einem Hause, in dem die Frömmigkeit mit herb geschlossenen Lippen und würdevollen Schritten einhergegangen war, daran trug er nun immer noch. „Ob das nun richtig ist, daß wir das erlauben?" Aber die Mutter (die er gerade darum gewählt hatte, weil sie anders war, als er) sagte: „Laß sie doch nur zu Hause fröhlich sein, so müssen sie nichts draußen suchen. Fröhlichkeit ist stärkend wie Brot und gesund wie Äpfel," und hatte ihn ermutigend angesehen, da hatte er sich auch mitgefreut. Ja, nach einer Weile waren sie beide auch auf den Speicher gestiegen und hatten zugesehen. Aber es dauerte nicht lange, so war Vetter Engelbrecht, der längst schlafen gegangen war, im langen grauen Schlafrock erschienen, wie ein Geist, und hatte der ganzen Gesellschaft gesagt, daß sie sich auf dem Weg des Verderbens befinde, und daß es ihm sein Gewissen nicht zulasse, hier zu schweigen. Er hatte die Jungen und die Alten verdonnert; und wenn er auch

hier nicht Herr im Hause war und sie ihm nicht zu gehorchen brauchten, wenn sie nicht wollten, so war ihnen doch allen die Lust vergangen und sie hatten den Speicher und die ganze schöne Mondscheinbeleuchtung sich selbst überlassen.

Die lustige Helene (die mit dem krausen Haar) war damals nicht dabei gewesen, indessen hatte sie ein anderes Mal doch auch ihren Senf bekommen, denn Vetter Engelbrecht hatte ihr ins Album geschrieben: „Es ist Trauern besser, denn Lachen, denn durch Trauern wird das Herz gebessert.“ Das war ihr zu anzüglich gewesen, denn sie lachte durchaus nicht immer; sie hatten hier im Hause alle auch ernste Zeiten, wenn es sich so fügte.

„Ja und dann macht er einen immer auf seine Sünden aufmerksam,“ sagte Fritz, der Jüngste. Da mußten sie alle wider Willen lachen.

Denn er hatte ja allerdings an Fritzens Geburtstag, als dieser ihm (auf mütterlichen Befehl) seine Geschenke gezeigt hatte, dem Jüngsten die kalte Hand (er hatte immer feuchte, kalte Hände) auf den Kopf gelegt und gesagt: „Weißt du auch, liebes Kind, daß du so ein böses, schwarzes Herz hast?“ Seither war Fritz ihm

gram, denn er hatte das Gefühl, daß es Vetter Engelbrecht gar nichts angehe, was er für ein Herz habe.

„Ach Kinder," sagte die Mutter, „laßt uns doch jetzt nicht ärgerlich sein, das paßt ja gar nicht zu Weihnachten."

Ja, sagten sie, das passe auch nicht zu Weihnachten, daß Vetter Engelbrecht komme.

Sie machte aber doch noch einen Versuch, die Stimmung zu retten.

„Bedenkt doch, daß er ein so guter, wohltätiger Mensch ist," sagte sie. „Er ist so von Herzen fromm und so gewissenhaft, gewissenhafter als wir alle hier." „O Mutter, als du!" „Ach ja, ich bin es ja längst nicht genug, mit mir geht es immer wieder durch. Und dann hat er sein Amt aufgegeben, um ganz fürs Reich Gottes zu leben, er tut so viel Gutes." „Ja, das soll er ja nur tun, aber hier brauchen wir ihn nicht." — „Wenn er aber uns braucht?" Das hatte der Vater gefragt. Er hatte sonst noch gar nichts zur ganzen Sache gesagt.

Aber das Wort verzischte, wie ein Tropfen auf einem heißen Stein, in der Erregung ihrer Gemüter. Sie hatten sich so auf Weihnachten gefreut. Sie taten ja doch nichts Böses, im

Gegenteil, sie wollten recht liebreich beisammen sein. Aber sie wollten nicht immer eine Kritik über sich fühlen, sonst war alle Harmlosigkeit hin.

Die Mutter machte seufzend die Tür zum Saal hinter sich zu. Wo war nun die fröhliche Hilfe, die von draußen herein zu ihr kommen sollte? das Lachen und Fröhlichsein der Kinder, die jungen Stimmen, die so einträchtig ineinander klangen? Es kam nur ein gedämpftes Murren durchs Schlüsselloch und zwischen den Ritzen herein: einmal ums andere hörte sie eine Tür gehen, dann war es still da draußen. Die Mutter machte sich daran, die Schüsseln für die Armenbescherung mit Äpfeln, Nüssen und Backwerk zu füllen. Es lagen ziemlich viele große Pakete umher, die dazugelegt werden sollten. Sie hatte sich so darauf gefreut, das alles auszuteilen. Es war alles mit Liebe und Verständnis nach den Bedürfnissen der Leute ausgesucht. Aber was konnte das nun helfen? Die, die sie gern am frohesten gesehen hätte, die waren es gerade nicht, und dann hatte sie auch wohl das Wort ihres Mannes gehört, das niemand sonst aufgenommen hatte: „wenn er aber uns braucht?" Sie wußte, ihr Mann hing an diesem Vetter. Er war der einzige männliche Verwandte von

seiner Seite, der noch lebte, und er hatte seine Jugend mit ihm geteilt. Nur, er war dann auf die Sonnenseite des Lebens gekommen, während Vetter Engelbrecht immer im Schatten der strengen Gesetzlichkeit geblieben war, und — ja und es war wohl auch nicht besonders viel Liebe in seinem Leben gewesen. Er war Witwer; aber selbst als er verheiratet war, — puh, die Mutter mochte nicht daran denken, welch hölzerne Frau er gehabt hatte. Reich und aus guter, frommer Familie, aber so unendlich kühl und trocken. Und so völlig ohne Anmut dabei. Wie eine gedörrte Birne schon in der Jugend. Nein, von dieser Seite aus konnte ihm nicht viel Sonnenschein gekommen sein. Als die Mutter daran dachte, fühlte sie etwas wie Mitleid mit Engelbrecht. Aber sie verwies es sich: „Was, Mitleid mit ihm, der so unendlich erhaben über uns Weltkinder ist?“ Es war wohl am besten, nun alles gehen zu lassen, wie es ging und sich tüchtig an die Arbeit zu halten. Das tat sie denn auch; aber es saß ihr dabei immer etwas im Halse, das weder herauf noch hinunterging. Als sie einen Korb voll rotbackiger Äpfel vor sich hertrug, der in der Ecke des Saals gestanden war, stieß sie mit dem Fuß gegen das

tannenbekränzte Weihnachtstransparent, das jetzt beim Tageslicht nach nicht viel aussah, aber am Abend farbenprächtig und durchleuchtet dastand. Und da machte sich die lange Spannung, in der die Mutter nun gelebt hatte, darin Luft, daß sie dem Transparent, das heißt seinem Holzrahmen, noch einen kleinen, freiwilligen Stoß hinterher versetzte. Es trugen darauf zwei Engel ein blaues Band, in dem mit goldenen Buchstaben stand: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen? — und war etwa hier im Hause Friede auf Erden? Aber als sie das getan hatte, da erschrak die Mutter so sehr, daß sie sich hinsetzte und anfing zu weinen. So fand sie der Vater, der hereingekommen war, um ihr zu helfen, und der ihr nun auch hierin helfen mußte.

* * *

Drunten in der Schreibstube war es. Die Bücher waren zugeklappt, die Tintenfässer geschlossen und der Kassenschrank siebenfach verriegelt. Die beiden Lehrlinge saßen auf ihren hohen Schreibböcken, aber sie wandten den Pulten den Rücken und ließen die langen Beine baumeln. Auf dem dritten Bock, demjenigen von

Herrn Bätzner, saß Fritz, der Jüngste. Es war am Nachmittag, es mußte nächstens Zeit sein, daß er zur „Bescherung der Hausfreunde", wie man hier im Hause diese Feier hieß, hinaufgerufen wurde.

Man sah, es war ihm behaglich hier. Er konnte seinem Herzen Luft machen, es sah ihn niemand vorwurfsvoll oder bittend an: „Sei doch still, Kind," wenn er von Vetter Engelbrecht sprach. Im Gegenteil, die beiden Lehrlinge hatten ihr größtes Vergnügen daran, sie stachelten ihn immer aufs Neue auf, weiterzuerzählen. Er hatte bereits alles gesagt, was er wußte, und er war nun eben daran, noch einiges dazu zu erfinden, was den steifen, pedantischen, engherzigen Mann noch ein bißchen steifer und engherziger machen sollte. Es war ihm eine Lust, das zu tun, denn heute abend mußte er sich zusammennehmen, da war es gut, sich vorher auszuleeren. Die Türe war nicht ganz geschlossen, denn Fritz mußte hören können, wenn man von oben rief. „War nicht eben jemand da draußen?" Robert, der ältere Lehrling, der mit den abstehenden Ohren und der Stumpfnase, hatte es gefragt. Sie horchten, aber da war alles still, und wer sollte auch

draußen sein? „Mach nur weiter, Fritz.“ — „Ach,“ sagte der, „es verlohnt sich eigentlich nicht. Viktor hat gesagt, und da hat er ganz recht: Wenn das fromm sein soll, dann will ich lieber nicht fromm werden. Er ist ganz einfach ein Freudestörer, den Titel kann man ihm auf den Rücken schreiben, und damit fertig.“

Fritz saß da und ließ die Beine baumeln, wie die beiden andern; er hatte nun gesagt, was zu sagen war, und das war ihm eine große Erleichterung. Ja, er fühlte sich geradezu dem Vetter Engelbrecht freundlicher gesinnt, seit er sich über ihn ausgesprochen hatte, denn nun hatte er immerhin ein wenig gegen ihn gesündigt und hatte etwas gut zu machen.

„Da draußen war aber doch jemand,“ sagte der jüngere Lehrling und hüpfte von seinem Bock herunter, um nachzusehen. „Ach laß doch,“ sagte der ältere, „das kann uns doch einerlei sein. So etwas kann schließlich jeder hören.“ Da ging draußen leise die Haustür ins Schloß und die drei hörten langsam sich entfernende Schritte. Es war ihnen irgendwie nicht ganz wohl. „Ich muß jetzt hinauf,“ sagte Fritz, der plötzlich ein schlechtes Gewissen hatte und anderweitigen Anschluß suchen wollte. Als er aber

an der Haustür vorbeiging, konnte er es doch nicht lassen, hinauszusehen, und, hilf Himmel, da sah er eine lange, schmale, schwarze Gestalt mit einer Reisetasche und einem steifen Hut, mit allem, was er den ganzen Nachmittag vor sich gesehen hatte, gerade noch um die Ecke verschwinden.

Droben rief es: „Fritz!" Der kam herauf, gliedlahm und schwer beladen. Und so ging er herum, still, pflichtmäßig, bedrückt, sang seine Stimme mit in dem Weihnachtslied für die alten Frauen, ließ sich geduldig von ihnen loben und streicheln, und sah so freudlos aus, daß es seiner Mutter Herz umwandte. Sie wußte aber nicht, sollte sie ihm lieber eine Ohrfeige oder einen Lebkuchen anbieten, weil sie nicht ganz ergründen konnte, was ihn so umherschleichen ließ: da ließ sie beides sein.

Sie hatte ohnehin, da der Abend herniedersank, ihre Sorgen besonderer Art.

Vetter Engelbrecht hätte längst hier sein müssen, aber er kam und kam nicht. Es war, als ob das Haus anfinge, sich nach ihm zu sehnen, so ungeliebt er bei einigen war. Es war, als ob sie erst aufatmen könnten, wenn er steif und kühl hereinkäme. Der Vater ging

unruhig hin und her mit der Uhr in der Hand. Er hatte ihn nicht an der Bahn erwartet und machte sich nun Vorwürfe darum. Er machte sich auch zugleich noch andere. „Wir sind eine lieblose Gesellschaft," sagte er. „Wie können wir Weihnachten feiern, und das von Herzen, wenn wir auslesen wollen, wer unter unserm Christbaum stehen soll und wer nicht?"

„Aber Vater, wir hatten ja jetzt alle im Sinn, sehr nett mit Vetter Engelbrecht zu sein. Und schließlich weiß er doch nichts davon, daß wir anfangs nicht so sehr jubilierten." Das ist nicht ganz sicher, dachte Fritz, und da hielt er es plötzlich nicht mehr länger aus. Er wollte die Mutter auf die Seite ziehen und sein Herz erleichtern, aber da verschwand sie soeben wieder im Saal. „Viktor." „Was, Kleiner? laß die Ohren nicht so sehr hängen, es ist doch immerhin Weihnachten." „Ja, wenn du wüßtest." Und da kam die Geschichte zum Vorschein, die Sitzung in der Schreibstube, alles, bis auf die schwarze Gestalt, die Fritz hatte nur um die Ecke herum verschwinden sehen. Babettle kam an den beiden vorbei, die auf einem Treppenabsatz außer Hörweite der andern standen und die Köpfe zusammen steckten. Sie zögerte ein

wenig, dann sagte sie: „Ich weiß aber nicht. Herr Engelbrecht muß doch dagewesen sein. Ich sah ihn, als ich beim Bäcker war, aufs Haus zugehen. Die Türe war angelehnt, er brauchte nicht zu schellen." Sie hätte gern noch mehr gesagt, aber Viktor unterbrach sie: „Ja, ja, Babettle, wir wissen es. Sei nur still und rede nicht davon, es ist ein — hm — ein kleines Mißverständnis." Da sprang sie leichtfüßig die Treppe hinunter, denn sie hatte es eilig.

„Also, du, eine Tracht Prügel — hm? das wäre doch angemessen." Aber Viktor unterbrach sich. („Eigentlich müßten wir die dann alle haben," dachte er.) „Ist es eine Art, Familiensachen da unten mit den Lehrlingen zu bereden? Und überhaupt."

Der Jüngste sah sehr zerknirscht aus.

„Ja, nun sitzen wir bös in der Tinte," fuhr Viktor fort.

Also schon „wir", konstatierte Fritz im stillen. Das war aber nichts neues. Die Immermänner hielten immer zusammen. Sie konnten einander im Notfall eins versetzen, aber darum hielten sie doch zusammen.

„Nun geh einmal und trommle die andern zusammen. Aber rasch. Sie sollen — wart

einmal, — sie sollen ins hintere Magazin kommen, und — halt, Kleiner, sie sollen Mützen und Mäntel mitbringen." Fritz lief treppauf. „Und du, still, daß die Eltern nichts merken, es ist schon gerade genug für sie."

Dann kamen sie an, der Freund Goltz war auch dabei. „Was ist?" Aber sie erfuhren es bald. „Ja, nun ist die Geschichte die, daß er wohl umgekehrt und wieder an die Bahn gegangen ist, natürlich Groll im Herzen." „Eigentlich anständig von ihm; so stillschweigend umkehren." „Ihr sollt sehen, morgen hat der Vater einen Brief von ihm, und was für einen." „Ja also, wir müssen ihn wieder herkriegen, das mag sein, wie es will." Das letzte sagte Viktor als der Älteste.

Da sahen sie einander bedenklich an. Zuerst fortwünschen, — nun herholen wie eine Herde armer Sünder. Aber es half ja wohl alles nichts. Sie mochten nicht daran denken, was sonst für ein Heiliger Abend würde. „Also los. Ich habe nachgesehen, es ist noch zwanzig Minuten bis zum Abgang seines Zugs." „Wenn er nun aber nicht an der Bahn ist?" „Ach Unsinn, da ist er, wo sollte er sonst sein?" „Ja, dann heißt's aber trab trab."

Da liefen sie zu sieben, Goltz war auch dabei, durch die Straßen. Mancher stand und sah ihnen nach, sie redeten kein Wort, sie trabten nur dahin. „Reichts?" „Ja, es muß." Dann ging es wieder weiter. Da war der Bahnhof. Noch fünf Minuten. Und da war der Wartsaal. Er war gedrängt voll, der zweite auch. Aber sie sahen ihn — Gott sei Dank — trotzdem sogleich. Er stach von allen andern ab, stand mit der Reisetasche in der Hand in einer Ecke und sah vor sich hin. Da klopfte ihnen aber doch das Herz, stark klopfte es ihnen. Er sah so hinfällig aus, er sah so aus, als ob er krank wäre. Das hatten sie nie zuvor an ihm bemerkt. Daran waren sie wohl schuld? sie rechneten sich alle dazu. Sie schoben sich näher, er sah sie nicht. Nun mußte er doch aber an seinen Zug gehen? der stand wohl schon draußen. Aber er rührte sich nicht. Ganz verloren stand er da und hielt seine Tasche in der Hand. Sie sahen, daß er die Lippen bewegte, aber es kam kein Ton von ihnen. Wenn sie doch gewußt hätten, was er sagte. Nichts Freudiges sicher, aber das war ja auch nicht gut möglich. Da hielt es Ursel plötzlich nicht länger aus, hierzustehen und ihm zuzusehen. Sie legte eine

Hand auf seinen Arm. (Das hätte sie sonst nie getan.) „Vetter Engelbrecht!" Der schrak zusammen, daß ihm die Tasche entfiel. Gleich wurde sie von eifrigen Händen aufgehoben. Sie stritten sich wortlos, wer sie halten dürfe, denn sie wußten nichts zu sagen. Aber sie umringten ihn und hatten so bittende Gesichter. „Komm wieder mit uns!" sagte Ursel und faßte seine Hand. Das Mütterliche regte sich in ihr, denn er sah so unglücklich aus, so, als ob er in Tränen ausbrechen möchte, wenn sich so etwas bei Vetter Engelbrecht auch nur von ferne denken ließe.

„Ja," sagten die andern ermutigt, „komm." Sie hätten ja eigentlich viel zu sagen gehabt, Entschuldigungen, Bitte um Verzeihung und dergleichen, besonders Fritz hatte sich so etwas in Rechnung genommen. Aber nun genügte es doch vielleicht, wenn er mit andern sagte: „Ach ja, komm!" Er blieb zwar ein bißchen in der Hinterhut, denn man konnte ja doch noch nicht wissen, wie es ablief.

„Wir können sonst nicht Weihnachten feiern," sagte Ursel, und das bejahten alle.

„Ach Kinder, ach Kinder," sagte Vetter Engelbrecht mit haltlos zitternder Stimme. „Was

wollt ihr mit mir, ihr wißt ja, —" da brach er ab und stöhnte leise. Er war so vernichtet in diesen Saal hereingekommen, gerichtet in aller seiner Heiligkeit. Er war in einer Ecke gestanden und hatte das Leben um sich herumfluten lassen, wie ein Betäubter war er dagestanden. So also sah es aus mit ihm? Freudenstörer, Freudenstörer! Sie wollten nicht fromm werden, wenn das fromm sein hieße, zu sein, wie er war. Er war gekommen, um Weihnachtslieder singen zu hören, fröhliche Gesichter zu sehen, die er ja trotz allem brauchte, und nun hatte ihn Blitz und Donner des Gerichts empfangen. Ach, wo sollte er hingehen? es graute ihm vor seinem leeren Heim, hierbleiben konnte er auch nicht. Er glaubte, in alle Ewigkeit hier stehen zu müssen, vernichtet durch ein Kinderwort. Ja, was half es nun, daß er sich immer gemüht hatte, nach Gottes Geboten zu leben? Das half gar nichts, er konnte nicht einmal das ABC davon. Er war ein Freudestörer, das stand um und um auf ihm geschrieben, und er gehörte nicht unter einen Christbaum.

Wie er die sonnige Familie liebte in seinem trockenen Gemüt! wie es ihn zu ihr hinzog! Und nun war er ausgeschlossen. Ganz stumpf

und dumpf lag es auf ihm. Und da geschah nun plötzlich das Unglaubliche. Da standen sie um ihn herum und bettelten: „Komm mit!“ Wie war das möglich? wie konnten sie das?

„Ach Kinder, Kinder,“ sagte er, „laßt mich und seid fröhlich ohne mich. Ich — ich habe nicht gelernt, es zu sein, ich habe nur gelernt, andern die Freude zu stören.“

„Du solltest Prügel bekommen,“ fuhr Viktor den Jüngsten an. Er konnte diese bittere Klage, die in diesen Worten lag, nicht ertragen. Sie waren hergekommen, um sich schelten zu lassen. Sie hatten die Absicht gehabt, jede Predigt, und sei sie noch so hart, geduldig anzunehmen und dann den Vetter zu bitten, doch mit ihnen zu gehen, weil sie sonst zu Hause nicht mehr froh sein konnten, besonders die Eltern nicht. Und nun hatte er nichts, als Trauer über sich selbst. Er war am Ende doch ganz anders, als sie wußten. „Nein, laßt ihn,“ sagte er, „ich habe das hören müssen; es ist ja“ — er sah hilflos von einem zum andern — „es wird ja wohl wahr sein.“

* * *

Daheim saßen im Saal die Eltern. Das heißt, sie saßen jetzt einen Augenblick beisammen, dann ging bald das eine, bald das andere hin und her, ordnete noch etwas, setzte sich wieder, ging dann wieder ans Fenster und horchte hinaus. Sie waren fertig mit den Zurüstungen, der Baum mußte noch angezündet werden, das war alles. „Wo sie nur stecken?" fragte die Mutter zum zehntenmal. „Jetzt fortlaufen," grollte der Vater, „ungefragt und ungesagt. Liebe Frau (er pflegte liebe Frau zu sagen, wenn er unzufrieden war), liebe Frau, ich fürchte dennoch, wir lassen ihnen zu viel Freiheit. Ich fürchte sehr, da stimmt etwas nicht mit unserer Erziehung. Wer weiß, ob nicht Vetter Engelbrecht mehr Recht hat, als wir denken." So, nun war er gut im Zug, so recht in der Stimmung, den Baum anzuzünden. Er konnte ja nun den fehlenden Vetter ersetzen heute Abend, denn der war es ja, der ihn so düster dreinsehen ließ. Ein andermal hätte er an ein fröhliches Geheimnis gedacht und die Kinder gewähren lassen. Die Mutter stand am Fenster. Wenn sie doch nur kämen. Oder wenn doch nur die Hausglocke erklingen wollte und der Erwartete einträte. Dann würde alles gut

sein. Horch, da ertönten junge Stimmen, heitere, lachende. Sie sprachen durcheinander, sie erklangen so froh, wie am Morgen. Es war, als hätten sie einen Druck, der auf ihnen lag, in die Nacht hinausgetragen.

Gleich darauf waren sie im Kinderzimmer. „Vater, Mutter, wo seid ihr?“

„Hörst du, Mann, sie rufen uns, sie haben ein gutes Gewissen. Was sie auch vorhatten, es war sicher etwas rechtes.“

Ach ja, das war es, das konnten sie wohl sehen, als sie einen Spalt der Türe öffneten und heraussahen. Der Vater war um eine Kopfeslänge höher als die Mutter, er hatte die Hände auf ihren Schultern und sah über sie hinweg. Es war wohl der Mühe wert, was sie da zu sehen bekamen. Eine Schar großer Kinder — wie blühend und groß und frisch sie alle waren! — mit so christtäglichen Gesichtern, als man nur wünschen mochte (auch Freund Goltz war dabei und hatte eines), um Vetter Engelbrecht her, der ein Gesicht hatte wie ein Kind. Wenigstens kam es ihnen im Vergleich zu Vetter Engelbrechts früheren Gesichtern so vor. Geschäftige Söhne, die ihm Mantel und Hut abnahmen, eine Ursel, die mit heißem

Kaffee kam, und eine Helene, die frischgebackene Brezeln dazu hertrug, ein Fritz der im Hintergrund des Zimmers einen Purzelbaum schlug vor lauter Herzenserleichterung, und ein Vetter Engelbrecht, der kopfnickend sagte, daß er das auch schon gekonnt habe. Es kam ihm selber so erheiternd vor, daß er das gekonnt habe, daß er sich verschluckte und hustete (denn seine Muskeln waren das Lachen nicht gewöhnt) und daß sie ihm Schläge auf den Rücken gaben. Sie schlugen kräftig zu vor lauter Freude, daß er so menschlich war, sie schlugen lauter Liebe und Freude in ihn hinein. „Ihr Grobiane!" sagte der Vater, der vollends herausgekommen war und dem die Freude aus den Augen leuchtete. „Nein, laß sie," sagte der Vetter, „sie haben mich in die Lehre genommen, ich habe so vieles nachzuholen." „Sieh einmal zu, ob Vetter Engelbrecht krank ist," sagte der Vater drinnen zu seiner Frau, „er ist so merkwürdig mild. Ich sah ihn noch nie so."

Die Mutter zündete soeben die Lichter hinter dem Transparent an und sah mit Dank im Herzen die Worte erglänzen, die darauf standen. „Ich glaube im Gegenteil, daß er daran ist, gesund zu werden, wie er noch nie war," sagte

sie. „Es ist Zeit, nun laß sie hereinkommen,“ draußen war ein Gemurmel von vielen Stimmen. Die aus der Schreibstube und die aus der Küche waren dabei, es war eine Flut von freudigem Warten da draußen versammelt. Und dann ließest du dich über diesem Weihnachtshause nieder, stille Nacht, heilige Nacht. Du brachtest denen, die sich dir auftaten, den Frieden auf Erden, du führtest aus dem Schatten, was nach deinem Lichte hin begehrte, du machtest alte Herzen kinderfroh und junge voll Seligkeit. Du ließest, wie du das immer tust, du gesegnete Nacht, die Liebe Königin sein über allen Glauben und alle Hoffnung und alles Gesetz hinaus.

„Siehst du,“ sagte Vetter Engelbrecht zu Fritz, mit dem er eben vor dem Transparent stand. (Die Bescherung war vorbei und sie gingen alle zwanglos untereinander herum.) „Siehst du, der Mann, der da abseits steht, in einem dunklen Mantel gehüllt, weg von den Fröhlichen, und ihnen nur zweifelnd zusieht, der war ich. Und weißt du, wer mir den Mantel ausgezogen und mich da hineingeführt hat?“

„Ich?“ Fritz fragte es nun doch ein bißchen zaghaft. Er wußte immerhin von Viktor her,

daß er eigentlich etwas verdient hätte. Er sah den Vetter fragend an.

„Ach, Kind," sagte der, wir können es nicht auseinanderhalten. Es wird doch in euch allen das Christuskind gewesen sein."

„Wer Gottes Fahrt gewagt ..."

Sie haben ein Kind begraben, ein kleines. Ich stand hinter einer Zypresse und sah zu, wie sie das weiße schmale Särglein in sein Erdenbett hinunter taten. Und ich hörte, wie der Vikar sagte, es habe sein Leben auf zehn Monate und dreiundzwanzig Tage gebracht. Da hoben alle die Weiber sachte zu schluchzen an. Eine war dabei, die schluchzte nicht. Sie hielt das weiße Taschentüchlein sauber zusammengefaltet in den Händen und sah mit einem eigentümlich stillen, zusammengerafften Gesicht vor sich hin. Einmal, da schüttelte sie den Kopf, fast unmerklich, sah einen Augenblick hinunter zur Erde, auf die feuchten, braunen Schollen, die vor ihren Füßen lagen, dann stand sie wieder, wie vorher. Das war, als der Vikar sagte, es sei eine schwere Schickung, denn dieses Kind sei das fünfte, das die Eltern hier begraben. Immer wieder sei eins geboren und vor Jahresfrist gestorben, es sei jedesmal das einzige Kind, das sie hergeben müssen. Mir gab das leise Kopfschütteln ein Rätsel auf, ich hätte sehen mögen, was hinter diesem geschlossenen Gesicht vor sich ging. Sie war doch die Mutter, es mußte ihr

doch fast das Herz zerbrechen, so dazustehen. Wenn sie doch hätte weinen wollen. Ich hatte es schon öfter mit angesehen und gehört: sie pflegen sonst auf dem Dorf laut zu klagen und zu schluchzen, wenn sie an den Gräbern stehen, und die Namen ihrer Lieben auszurufen und ihnen allerlei zu sagen, das sie vielleicht den Lebenden nie recht gesagt haben. Das war mir oft peinlich gewesen, wenn sie ihr Leid so von sich schrieen, ich meinte, es müßte dann fast zu Ende sein bis sie durch das Kirchhofstor wieder ins Leben hinaus gingen; sie hätten gar nichts Stilles mehr, das sie für sich behielten.

Aber jetzt hätte ich fast noch lieber einen solchen Ausbruch erlebt. Er kam auch, der Ausbruch nämlich. Es war, als ob es die andern Weiber für ihre Pflicht hielten, wacker zu schluchzen, daß doch dem armen Würmlein die Totenklage nicht abgehe.

Es waren auch ein paar Männer da; und einer von ihnen weinte halt- und hilflos, als er seine drei Erdschollen in das Gräblein warf. Das sei der Vater, hörte ich. Da trat sein Weib neben ihn, das seither entfernt bei den Weibern gestanden hatte. „Komm, Wilhelm, mer ganget'" sagte sie. Sie legte einen Augen-

blick ihre sonnverbrannte, hartgeschaffte Hand auf den Ärmel seines schwarzen Sonntagsrocks. Da ging er neben ihr her und ich sah noch von hinten, wie es ihn schüttelte. Es war nicht nach dem bäuerlichen Zeremoniell, daß sie mit dem Mann ging. Die Weiber hatten allerlei über sie zu verhandeln. Sie sei eine Fremde und nicht aus dem Ort, das hörte ich noch. Dann verloren sich allmählich die Schritte und es wurde still auf dem Kirchhof, still bis auf das Vögelsingen in den alten Linden und auf das Fallen der Erdschollen, mit denen der Totengräber das weiße Särglein zudeckte.

Als es Abend wurde, ging ich noch einmal in den stillen Garten. Er lag auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Dorf, und wenn man über die alte, verwitterte Mauer blickte, dann ging das Auge weit hin über eine liebliche Gegend mit bewaldeten Bergen, freundlichen Dörfern und einem Flüßchen, das jetzt in dem Licht der sinkenden Sonne aufglänzte. Das Haus, in dem mir eine Stube zur Sommerfrische vermietet war, lag nahe dabei, und wenn die Kinder, die die Blumen auf den Gräbern zu begießen pflegten, sich wieder verlaufen hatten, dann saß ich gerne eine Weile dort oben und kam mir in guter

Gesellschaft vor mit allen den Schlafenden rings umher.

Es war kurz vor dem völligen Dunkelwerden, da hörte ich Schritte den kiesigen Hauptweg heraufkommen und sich dann nach den Kindergräbern hin verlieren. Es war das Weib, das mir seit dem Nachmittag immer wieder in die Gedanken gekommen war, die Mutter. Sie war schon wieder im Arbeitsgewand, nur eine breite, schwarze Kattunschürze und ein schwarzes Halstuch zeigten ihre Trauer an.

Draußen vor der Kirchhofstür stand ein zweirädriger Karren voll frischgemähten Grases. Den hatte sie dort abgestellt. Nun stand sie an dem kleinen Hügel, auf dem ein paar sehr farbige Kränze, Lebensbaum mit Papierblumen, lagen. Sie bückte sich und strich mit der Hand über die ziegelroten Rosen, dann setzte sie sich auf das Gräblein und es war mir, als wolle sie es umfassen, denn sie hob die Arme gegen das Kopfende des Hügels. Aber sie ließ sie wieder sinken.

„O Wilhelmle," sagte sie, „o Büble, du bist vielem los. Du — du hasch guat." Und dann sah ich ein paar Tränen über ihre Wangen herablaufen, die sie mit dem Handrücken weg-

wischte. Sie hatte mich nicht gesehen, aber als ich mich jetzt von meinem Mauersitz erhob, wandte sie sich nach mir um und grüßte stille zu mir herüber.

Da wagte ich's und redete sie an. Sie hatte etwas so Vornehmes in ihrer gefaßten Art; es fiel mir nicht leicht, so gern ich sonst mit den Leuten einen kleinen Schwatz tat. Sie hatte schon wieder das stille, geschlossene Gesicht; es hatte tiefe Furchen und war schmal und knochig; nur die Augen darin waren eigentlich schön zu nennen, so von einem ernsten, tiefen Blau. Das sah ich, als sie mich ansah und sagte: „Ja, was halt Gottswill ist." Denn ich hatte irgend ein Wort gesagt, fast scheu, daß sie viel durchgemacht habe oder so etwas.

Sie stand auf und wandte sich zum Gehen. „I muß heim," sagte sie. „'s Vieh braucht sei' Sach wie sonst, dees hot äll' Tag Honger." Aber es war mir, als müsse ich irgend eine Gemeinschaft mit diesem Weib haben, als müsse ich noch etwas davon wissen, wie dieses Frauengemüt das Leben trage. So sagte ich, nur um etwas zu reden: „Wo ist denn Ihr Mann, daß Sie noch so spät Gras holen?" Sie zuckte ein wenig, so um die Mundwinkel herum, und

ich hörte, wie sie tief Atem holte. „Der hot an —“ es kam wie ein Schrei herauf, obgleich sie kaum die Stimme brauchte; sie brach ab und sagte: „I kann's net so sage, i kann net dervo schwätze.“

Dann, als ob sie meinem Gesicht ansehe, daß ich nicht aus Neugierde mich an sie drängte, daß ich gern irgend einen Teil an ihr gehabt hätte, besann sie sich und sagte: „Wisset Se, wenn i afange wött, des wär, wie wenn mer am Bach dronta d'Fall' aufzieht ond 's ganz Wasser schießt nonter, da gibt's kei Halta meh'. Mer muaß halt still sei. Mer muaß halt emmer denke: dees ischt d'r aufg'lade, dees ischt dein Päckle. 's ischt a Pack, kei Päckle,“ setzte sie, fast mit einem Anflug von traurigem Humor, hinzu. Und dann, wir schritten schon selbander den breiten Weg hinunter, dem Ausgang zu: „'s ischt no guat, 's wird au amol Feierobed.“

Dann bückte sie sich und hob den Karren auf und ich sah, daß es ihr schwer fiel, sich zu bücken und daß sie schon wieder ihrem Weibesschicksal entgegenging, und ich blieb unter dem dunklen Tor stehen, bis ich keinen Ton mehr von dem Räderknarren hörte und bis der Meßner kam, um die späte Betglocke zu läuten.

Mir war das Herz so voll, ich mußte ihn nach ihr fragen. Er schob sich die Kappe zurück und wühlte mit der Hand in seinem Bart herum. Da sei nicht viel zu sagen. Einem geht es so, dem andern so.

Der Mann, ja, das sei wahr, der habe es mit dem Durst. Wenn er zuviel habe, dann verhaue er das Weib. Sonst sei er nicht unrecht. Sie sei halt fremd im Flecken, sie tue, wie wenn sie aus einem andern Teig sei, als die andern Weiber. Er habe sie nehmen müssen und sie ihn. Die Väter seien einander Geld schuldig gewesen, da habe man die Kinder zusammengetan, daß die Sache wieder ins Gleiche komme.

Das, ja das mit den Kindern, das sei freilich — freilich.

Das Dorle sei halt zärtlich (zart) und die Kinder seien auch zärtlich auf die Welt gekommen. Sie habe daheim hinsitzen wollen und die Kinder aufpäppeln. Aber das habe der Mann nicht gelitten. „Die Sach" brauche auch seine Pfleg. Das können bloß die Herrenfrauen, daheim hinsitzen.

Sonst sei der Mann nicht unrecht. Bei dem Wilhelmle, da habe er selber am dritten Tag

den Doktor geholt und an der Leich! da habe es ihn ganz geschüttelt, so habe er geheult. Das andere, das seien Mädle gewesen, da habe es ihn nicht so arg mitgenommen, aber bei dem Buben da.

Das Weib, das sei eine, die nicht viel sage um einen Kreuzer. „Aus der bringen sieben Gäul nichts heraus, wenn sie nicht will.“ Damit schlug er das knarrende Tor zu und drehte den riesenhaften Schlüssel im Schloß um. Und dann ging er mit schweren Schritten, denn er war auch zugleich Totengräber und hatte Lehm an den hohen Stiefeln von einem neuen Grab, das er aufgeworfen hatte, die Staffeln hinunter, die seitwärts zu seinem Häuschen führten. An mir aber zog durch das abendliche Dunkel hin die Schar der Mühseligen vorüber, die auf der weiten Erde „einen Pack, nicht nur ein Päckle“ trug, wie das Weib gesagt hatte.

Sie wußten nicht von einander, ein jedes von ihnen war allein. Sie sahen gerade aus mit ernsten, tiefen Augen, und sie legten die Finger auf die Lippen: „Man muß halt still sein. Man muß halt denken, das ist dir aufgeladen.“ Und hie und da sagte eins: „'s ist gut, daß einmal Feierabend wird.“ Dann

faßten sie die Last fester an und gingen wieder weiter.

Aus weiter, weiter Ferne herüber trug die Nacht halb verwehte Klänge. Aus einem Feldlager kamen sie, und der sie aussandte, war ein Kreuzfahrer und sang:

Doch ob das Herz auch klagt,
Ausharr ich unverzagt.
Wer Gottes Fahrt gewagt,
Trägt still sein Kreuz.

Inhalt.

